



Inhalt: Maria Anna, Prinzessin von Preußen, geborene Prinzessin von Anhalt-Deßau. Von George Hefekiel (mit Portrait). — Der Silberfund bei Hildesheim, von Karl Guckow. — Wanda's Grund. Eine Geschichte von G. M. Vacano. Kap. III. — Die Touristen des Winters, von Ludwig von Lechtritz. — Zängerfahrt, von Emanuel Geibel (mit Illustration von Schlesinger). — Majurka, von Karl Gert. — Mein alter Hanns, von Genevieve von Szent-Ivan. — Ein Hofball im siebzehnten Jahrhundert, von R. von Hohenhausen. — Charakteristisches vom Kaiser Nicolaus. — Eine Braut auf Bestellung, von Lina Kreifrau von Verlesch. — Wodenbild nebst Beschreibung. — Die Mode, von Veronica von G. — Wirthschaftliches (mit Abbildung). — Auflösungen des Nebus und Räthfels Seite 84. — Auflösung der Schach-Aufgabe 1 Seite 52. — Schach-Aufgabe Nr. 11. — Räthfel. — Nebus. Von Wilhelm Scholz. — Correspondenz.

Maria Anna, Prinzessin von Preußen, geborene Prinzessin von Anhalt-Deßau. Von George Hefekiel.

Im Schatten der alten Bäume des Thiergartens, am Königsplatz, liegt das schlichte, aber geschmackvolle Haus, in dem der Altmeister deutscher Kunst, Peter von Cornelius, die letzten Jahre seines Lebens zubrachte, wo er endlich auch die Augen schloß. Seit den ersten Tagen des November sah man im vergangenen Jahre alltäglich die Bewohner der Residenz zu Fuß und zu Wagen zu diesem Hause wallen. In den Räumen, durch die des Meisters Fuß so oft geschritten, hatte die Mildehaftigkeit edler Frauen und Männer ihre Werkstatt aufgeschlagen und sich die Kunst zu ihrem frommen Zwecke dienstbar gemacht. Aus den Häusern der Großen und Reichen, aus denen der schlichten Gelehrten und der Liebhaber waren die Werke alter und neuer Kunst hieher gewandert, um zum Besten einer frommen Stiftung ausgestellt zu werden. Der Gedanke war ein glücklicher und hatte den größten Erfolg.

Obwohl die Tage meines Aufenthalts in der Residenz gezählt waren, wollte ich doch nicht heimkehren in die Provinz, ohne die Ausstellung im Cornelius'schen Hause gesehen zu haben, und mein alter Freund aus Deßau, der seit zwölf Jahren in Berlin lebt, erbot sich zu meinem Begleiter. Wir bewunderten Correggio, Rubens, Rafael, Poussin und Greuze im ersten Zimmer, wir freuten uns an den lieben Bekannten Achenbach, Meyerheim, Bantier und wie sie alle heißen, wir betrachteten Hildebrand's letztes Werk und wunderten uns darüber — um es zu bewundern waren wir Beide nicht kunstverständig genug — wir vertieften uns in Felix Mendelssohn's Züge, die uns so bekannt und vertraut anblickten, daß wir der gepukten Damen und kritischen Herren um uns her nicht viel achteten.

„Dalt!“ commandirte mein Freund plötzlich und deutete auf eine Landschaft gerade vor mir. Ich warf einen Blick darauf und trat über rascht, gefesselt näher. Eine Landschaft mit Buchen! Das Motiv war einfach genug, aber die Ausführung! „Wie gefällt Ihnen dies Bild?“ fragte der Geheimrath mit fast verklärtem Lächeln. „Ganz außerordentlich, viel Stimmung darin, ein kräftiger Pinsel, wer ist der Maler des Bildes?“

„Der Maler dieses Bildes ist eine Frau, eine schöne, fürstliche Frau!“

„Eine Frau! Unmöglich, und eine fürstliche Frau obenein! Alter Freund, fürstliche Frauen bringen es in der Kunst nicht so weit, denn ehe sie dahin kommen, hat man ihnen über ihre ersten schülerhaften Versuche so viel Schmeicheleien gesagt, daß sie sich keine Mühe mehr geben, weiter zu arbeiten und zu studiren.“

„Sie schütteln wieder einmal das Kind mit dem Bade aus, bei meiner Prinzess trifft das nicht zu!“

„Ihrer Prinzess?“



Maria Anna, Prinzessin von Preußen.
Nach einer Photographie von F. Graf.

„Nun ja, ich nenne sie so, unbeschadet des Respects vor Ihrer königlichen Hoheit, weil Sie gleich mir aus Deßau ist. Kurz und gut, das Bild da ist von Ihrer königlichen Hoheit der Frau Prinzessin Friedrich Carl von Preußen, gebornen Prinzessin von Anhalt-Deßau, und es ist eine Schande, daß Sie sich nicht mehr Mühe gegeben haben, die „schönste Prinzessin“ während Ihres Aufenthalts in Berlin zu sehen; aber nein,“ unterbrach sich der würdige Herr plötzlich mitten in seiner Rede, und seine großen blauen, sonst etwas kurzschichtigen Augen wurden noch größer, „Sie haben mehr Glück, als Verstand, da ist J. K. G. die Frau Prinzessin selbst!“

Wir traten auf die Seite, um die hochfürstliche Dame, die der Hofmaler Nabe — der Geheimrath nannte mir seinen Namen — führte, vorüber zu lassen; sie erkannte meinen Freund und erwiderte seinen ehrfurchtsvollen Gruß mit einem Lächeln, wie es ihr ganz besonders eigen sein soll. Dicht neben uns blieb sie vor einem Bilde stehen, und ich hatte Muße genug, sie recht genau anzusehen. Fürwahr, jetzt begriff ich meines alten Freundes Begeisterung, mit der wir ihn schon so oft genect hatten. Das war in der That eine Fürstin, wie sie sich jugendliche Träumerei ausmalt, eine schlanke, edle Gestalt, ein schöner freier Kopf mit geistig belebten Zügen und bei allem Imposanten der Erscheinung eine fast ideale Anmuth. Ich vermochte es kaum, meinen Blick von der herrlichen Erscheinung zu wenden, aber der Geheimrath flüsterte mir zu: „Dies sind Ihre Töchter!“ Drei Prinzessinnen folgten der Mutter, die Älteste hatte trotz ihrer Jugend schon ein entschieden fürstliches Aussehen, und unwillkürlich fielen mir bei ihrem Anblick Wallenstein's Worte ein: „Meinen Eidam will ich mir auf Europas Throne suchen, und: „Eine Krone will ich sehr auf ihrem Haupt,“ denn dieses jugendliche Haupt schien wie geschaffen für eine Krone. Die zweite Prinzessin hatte ein feines kluges Gesicht, das von Charakter und Begabung zeugte; die dritte war ein blühend hübsches Kind von acht Jahren.

Jetzt war ich doppelt froh, die Ausstellung besucht zu haben, und ich verweilte darin, bis die Prinzessin dieselbe wieder verlassen hatte. Dann aber betrachtete ich mir das Bild: „Landschaft mit Buchen, im Besitz der Frau von Decker“ würde ein Katalog sagen, noch einmal genau, und ich mußte mein erstes Urtheil bestätigen. Es war nicht das Werk einer weiblichen Dilettantin, sondern das einer wirklichen Künstlerin. — Die Stimme der Prinzessin klang mir noch in den Ohren, als wir den Thiergarten wieder betraten, ihre Erscheinung hatte einen solchen Eindruck auf mich gemacht, daß ich den Geheimrath fragte: „Sie kennen die Prinzessin seit frühesten Jugend und könnten mir wohl ein wenig von ihr erzählen; Sie wissen, daß ich mich für alle Glieder unseres Fürstenhauses interessire, und nachdem ich sie gesehen, für die Frau Prinzessin Friedrich Carl nicht am wenigsten.“

Der alte Herr lächelte. „Es ist eigentlich nicht viel zu erzählen, ihr Leben verlief sehr einfach, indessen, wenn's Ihnen eine Freude

gewährt, begleiten Sie mich auf meinem täglichen Spaziergange durch den Thiergarten bis zur Charlottenburger Chaussee und zurück bis in's Geheimnissviertel, dann will ich Ihnen meinethwegen die ganze Lebensgeschichte der Frau Prinzessin erzählen."

So schritten wir denn dahin in der feucht-warmen Herbstluft; es war still draußen im Thiergarten, nur hier und da raschelte ein dürres Blatt unter unseren Füßen; die Sonne war leicht verschleiert, aber an einzelnen Stellen war der Rasen noch grün, und auf den Bänken ruhten ermüdete Spaziergänger aus.

Es war heimlich und lauschig unter diesen gelb-rothen Bäumen, und aufmerksam hörte ich zu, als mein alter Freund zu erzählen begann: „Am 18. April 1818 vermählte sich der damalige Erbprinz von Anhalt-Desfau mit der einzigen Tochter des früh verstorbenen Prinzen Ludwig von Preußen, des ersten Gemahls jener schönen Schwester der Königin Louise. Die Prinzessin Friederike von Preußen gewann im Anhaltischen Lande alle Herzen, sie war eine glückliche Gattin und Mutter, eine geliebte Fürstin, die den Thron nur zu früh entlassen wurde. Die Herzogin war eine unendlich treue Mutter, deren Andenken von ihren Kindern noch heute heilig gehalten wird. Prinzessin Maria Anna war das Jüngste der drei Geschwister, am 14. September 1837 geboren.“

Unter Zuziehung bewährter Lehrer und Erzieherinnen leitete die Mutter selbst die Erziehung ihres sehr lebhaften jüngsten Kindes. Ja, ein fast wildes, übermüthiges, aber auch ein liebevolles Kind war die Prinzessin, und die Desfauer erinnern sich noch gar wohl der Tage, da sie im weißen Kleidchen sich mit ihrem großen Hunde durch die schattigen Gänge des Wörlitzer Parkes jagte. Unser Wörlitzer Park bei Dessau suchte seines Gleichen in Deutschland; lange Zeit war er der einzige seiner Art; die ersten lombardischen Pappeln, die es in Deutschland gab, standen im Wörlitzer Park, und unter diesen Pappeln erlangte unzählige Male Prinzessin Maria Anna's Kinderlachen, bei dem der sechs Jahre ältere Bruder redlich mitgeholfen haben mag. Noch heute können Sie am Gitter des Schloßgartens die Stelle sehen, an der die kleine Prinzessin den Vorübergehenden ihr Händchen zum Gruß entgegen zu strecken pflegte. Denn jeder Desfauer kannte sie, und sie kannte jeden Desfauer mit wenigen Ausnahmen. Das Verhältniß des Desfauer'schen Volkes zu seinem Fürsten ist immer ein sehr inniges gewesen, wie denn auch die Hälfte mindestens aller Knaben dem Herzog zu Ehren Leopold, oder wie sie in Dessau sagen „Polde“ getauft wird. Es war eine heitere Kindheit, welche die Prinzessin verlebte, die nachsichtigen Eltern ließen es ruhig geschehen, wenn sie mit dem Bruder um die Wette ritt und jagte, was ihr das größte Vergnügen gewährte, denn sie sah wohl, daß sie Anmuth und Weiblichkeit dabei nicht einbüßte.

Noch hatte die Prinzessin keine Wolke am Himmel ihrer Jugend gesehen, da kam, früh genug, in ihrem dreizehnten Jahre, der erste Schmerz über sie: der Todesengel ging durch das Fürstenhaus in Dessau und nahm die edle Herzogin Friederike hinüber in eine bessere Welt. Am Neujahrstage anno 1850 sind viele Thränen geweint worden in Dessau, und mit schwerem Herzen mag Herzog Leopold ganz besonders auf sein jüngstes Kind hingeblickt haben, dessen Erziehung ihm nun allein anheimfiel. Maria Anna begriff den schweren Verlust in seinem ganzen Umfange, sie hat es später oft beklagt, daß ihr die Mutter in einem Alter gerade entzogen worden, das die Liebe derselben am allerschmerzlichsten entbehrt.

Der tiefgebeugte Herzog suchte sein Möglichstes für die Erziehung seines Kindes zu thun, und er fand eine ebenso verständige wie liebevolle Gehilfin an seiner ältesten Tochter. Prinzessin Agnes war sehr verschieden von der dreizehn Jahre jüngeren Schwester; wenn Maria Anna mit dem Erbprinzen draußen im Park umherjagte, saß sie bei ihren Büchern oder Handarbeiten, und die lebhaft kleine Schwester versuchte es oft vergebens, sie zur Theilnahme an ihren Spielen zu bewegen. Dabei liebten sich die Prinzessinnen aber zärtlich, und Maria Anna, die von ganz Dessau verzogen und vergöttert wurde, begriff sehr wohl, warum man zu Prinzessin Agnes mit wirklich hoher Achtung aufblickte. Die treue Schwester versuchte es, dem Vaterhause die Mutter zu ersetzen, und so weit das einem jungen Mädchen möglich, ist es ihr gelungen.

Zwei Talente waren es namentlich, die sich schon früh bei der kleinen Prinzessin Maria Anna zeigten, die sie selbst fleißig pflegte, trotz aller Lebhaftigkeit, auf deren Ausbildung Vater und Schwester besonders bedacht waren, Malerei und Musik. Wohl mag das Ohr der Prinzessin frühzeitig manche Schmeichelei vernommen haben über das, was sie in diesen Künften leistete, aber es hat ihr Nichts geschadet, ihr Auge war zu hell, ihr Geist in der That zu sehr von der Kunst erfüllt, als daß sie blind gewesen wäre gegen das, was ihr fehlte, und so bildete sie sich unermüdet weiter, mit einer Ausdauer und einem Fleiß, die ihr die schönsten Früchte trugen. Prinzessin Maria Anna malt mit einer Technik, die einer Frauhand sonst nicht eigen, es gibt auch Architekturbilder von ihr — z. B. das Rauchcabinett ihres fürstlichen Gemahles und andere Zimmer im Jagdschloß Glienicke — die ganz meisterhaft sind. Auch in der Musik hat sie es zu einer Fertigkeit gebracht, die selten erreicht wird, und es gehört zu den größten Kunstgenüssen des gewiß verwöhnten Berliner Hofes, wenn die Prinzessin Friedrich Carl in Gemeinschaft mit ihrem Vetter, dem Prinzen Georg von Preußen, dem Dichter der Phädra, einem großen Musikkenner und selbst ausübenden Künstler, die unsterblichen Werke unserer klassischen Meister, besonders Beethoven's, zur Ausführung bringt.

Die nächsten Jahre nach dem Tode der Mutter vergingen der Prinzessin unter Studien, kleinen Reisen und dergl. sehr still und friedlich. Das wichtigste Ereigniß jener Jahre war wohl die Vermählung ihrer geliebten Cousine und Freundin, der Prinzessin Adelsheid mit dem Herzog Adolf von Nassau. Prinzessin Adelsheid sowohl, als deren Schwestern: Bathildis, die nur wenige Monate jünger, als Maria Anna, später mit dem Prinzen Wilhelm von Schaumburg-Lippe vermählt wurde, und die zwei Jahre jüngere Prinzessin Hilba waren die liebsten Gefährtinnen Maria Anna's, mit der sie allerlei Unterricht theilten, und der sie nahe standen fast wie Schwestern. Prinzessin Adelsheid war die Erste, die aus diesem Kreise schied, ihr folgte zwei Jahre später Prinzessin Agnes, welche die Gemahlin des Herzogs von Sachsen-Altenburg wurde.

Es wurde einsam um Prinzessin Maria Anna, deren Erziehung nun mit sechszehn Jahren als vollendet betrachtet werden konnte; häufiger, als sonst noch besuchte sie den verwandten preussischen Königshof, wo sie sich der besonderen Liebe des geistvollen Königs Friedrich Wilhelm IV. und seiner edlen Gemahlin zu erfreuen hatte, die Beide einen nicht unwichtigen Einfluß auf die Entwicklung der Prinzessin gehabt haben mögen. Hatte die Prinzessin von Dessau aber den Berliner Hof auch verlassen, gedacht wurde ihrer desto mehr. „Unser Nimrod“, wie Friedrich Wilhelm IV. den Sohn seines Bruders, den ersten, kriegerischen Prinzen Friedrich Carl oft nannte, weil er ein so „gewaltiger Jäger“, sehnte sich danach, die liebevolle Prinzessin als sein Gemahl heimzuführen, es ahnte ihm wohl, daß es ihm gelingen sei, ihr Herz zu gewinnen, aber er sprach den heißen Wunsch nicht aus, denn er wußte, daß über die Hand von Fürstentöchtern nur der regierende Herr verfügen darf. Friedrich Wilhelm IV. aber schien Nichts davon zu wissen und zu merken, was in Dessau und Berlin gewünscht ward, er that, als verstehe er den Blick von Friedrich Carl's Adleraugen

nicht, als sehe er nicht, daß Maria Anna's hellstes Lächeln dem festen Reiter von Wieselthal galt, der als Jüngling schon den Aufstand in Baden tapfer bekämpfte. Friedrich Wilhelm IV. schien blind bis zum Weihnachtsabend, wo Prinz Friedrich Carl kein Geschenk von ihm erhielt und sicherlich höchst verwundert, vielleicht auch ein wenig erzürnt war über die plötzliche königliche Ungnade, bis ihm der König mit den Worten: „Hier ist Dein Geschenk!“ die Prinzessin Maria Anna zuführte. Die Verlobung des Prinzen Friedrich Carl unter dem Weihnachtsbaum nach ängstlichem Harren war so ganz im Geiste des edlen, vielverkannten Königs, der von wenig Menschen so tief betrauert wurde und noch heute so in Ehren gehalten wird, wie von dem Prinzen Friedrich Carl und seiner Gemahlin.

Prinzessin Maria Anna wohnte noch der Hochzeit ihres geliebten Bruders, des Erbprinzen, mit der Prinzessin Antoinette von Sachsen-Altenburg, einer der schönsten Frauen unserer Zeit, bei, bis auch sie, am 29. November 1854, den Brautkranz auf dem lieblichen Haupte trug.

Das preussische Volk begrüßte die neue Tochter seines Königshauses, die ihm ja nicht unbekannt war, mit Jubel; ihre Schönheit, ihr lebhafter Geist gewannen ihr alle Herzen und in dem alten Königsschloß zu Berlin begann jene Ehe, die eine so reich gesegnete werden sollte.

Es wurde der Prinzessin anfänglich nicht leicht, sich in die veränderten Verhältnisse des Berliner Lebens zu finden, die freie Luft von Dessau und Wörlitz fehlte ihr zuweilen, aber bald lernte sie sich fügen und fühlte sich glücklich im neuen Vaterlande.

Zehn Jahre gingen in's Land, sie waren nicht ohne Leid und Schmerz für die Prinzessin, drei liebevolle Töchter umspielten sie, aber eine vierte hatte sie in jartemem Alter wieder verloren. König Friedrich Wilhelm IV. war heimgesgangen zu seinen Vätern, aber an seiner Stelle regierte sein Bruder, der nicht weniger geliebte König Wilhelm. Stille, friedliche Jahre waren es gewesen; im Sommer machte die Prinzessin Reisen nach Dessau, in's Gebirge oder in ein Bad, etliche Wochen brachte sie stets mit ihrem Gemahl in völliger Zwanglosigkeit, fern von allem Treiben der Welt, in dem Jagdschloßchen Glienicke zu; im Winter genoß sie eifrig, was ihr die Kunst in der Kunst darbot, so besuchte sie namentlich Oper und Concerte häufig; dabei versäumte sie es aber nicht, den Hofgesellschaften beizuwohnen, denn sie tanzte gern, und ist stets eine Zierde derselben. Ihr erster Gemahl liebte dergleichen eben nicht besonders, er zieht die Jagd vor, aber gern läßt er sich von seiner geistvollen Prinzessin erzählen und beschreiben, wie es in der Oper oder auf dem Feste zugegangen, denn Prinzessin Maria Anna erzählt fesselnd, lebendig und oft mit hinreißendem Humor. — Auf der andern Seite beschäftigte sich die Prinzessin in diesen ersten zehn Jahren viel mit Wohlthätigkeitsfachen, in denen sie Schülerin und Gehilfin der frommen Königin Elisabeth war.

So ging das Jahr 1863 zu Ende. In Preußen wurde eifrig politisiert, Kriegsgerüchte gingen durch's Land, in aller Stille wurde gerüstet, der Krieg mit Dänemark war vor der Thür. Besorgt und müthig zugleich blickte die Prinzessin auf den Gemahl; sie wußte, daß er mit hinausziehen müsse gegen den Feind.

Und der Tag kam, da er von ihr Abschied nahm und gen Norden zog, um sich frische Lorbeeren zu pflücken. Maria Anna, die müthige Frau, hatte wohl am liebsten gleich jener schönen Gräfin Brensbild, von der uns Walter Scott in seinem Grafen Robert erzählt, den Gemahl in's Lager begleitet, aber als ächtes Weib beugte sie sich der Sitte und blieb daheim. Die ersten Siegeskünden kamen nach Berlin, der Name des geliebten Gemahls war auf allen Lippen, und der Abglanz seines Ruhmes umstrahlte auch ihre Stirn. „Das ist keine Frau, das sind seine Kinder“, hörte sie oft genug sagen, wenn sie im Thiergarten spazieren fuhr. Unterdesse blickte der Gemahl, das Fernrohr in der Hand, gedankenvoll hinüber nach den Düppeler Schanzen, die er um jeden Preis bezwingen mußte, die Mäule in die Stirn gedrückt, losse um den Hals geschlungen den Schatz, den Maria Anna ihm beim Abschied gegeben, er trug ihn mehr ihr zu Liebe, weil er's ihr versprochen hatte, als weil er sein bedurft hätte; die starke Natur des Prinzen fürchtete keine Kälte. Und endlich fielen die Schanzen! Maria Anna vernahm von Königslippen, was ihr Gemahl gewonnen und errungen, wie stolz mag ihr Herz in jenen Tagen geschlagen haben! Aber es war noch nicht genug, auf Düppel folgte Alsen, Friedrich Carl wurde ein Held des preussischen Volkes, absonderlich seiner Brandenburger, die er zum Siege geführt.

Nach dem Siege aber kam der Frieden, und die Prinzessin sah den Gemahl wieder; seit den Tagen von Düppel und Alsen kennt ganz Preußen den rothen Attila des Prinzen, und sein Name steht auf den Blättern der Weltgeschichte. Schon zwischen den Tagen von Düppel und Alsen war dem hohen Paare ein kurzes Wiedersehen vergönnt gewesen, das sie in traulicher Stille draußen in Glienicke gefeiert hatten, nach dem Frieden riefen die Festlichkeiten, die zu Ehren der Sieger veranstaltet wurden, sie nach Berlin.

Aber nicht Feste allein galt es zu feiern, sondern auch Thränen zu trocknen, Wunden zu heilen und Klagen zu stillen. Das Königshaus ging Allen voran in dem Bestreben, das Elend des Krieges zu mildern; die Kronprinz-Stiftung entstand, zu gleicher Zeit aber auch die Prinzessin Maria Anna-Stiftung für Töchter gefallener Krieger, deren Protectorat die Prinzessin übernahm. In dem großen Bazar, der zum Besten derselben veranstaltet wurde, an dem ihre Hofdamen Theil nahmen und den sie mit Arbeiten ihrer eignen Hand, mit etlichen ihrer genialen Bilder, beschenkt hatte, erschien sie, an allen Tischen auswählend und kaufend. Ich hatte das Glück, sie an diesem Tage zu sehen, sie trug ein blaßblaues Seidenkleid, einen schwarzen Paletot leicht mit Pelz besetzt und ein lilas Seidenbüschchen mit weißen Spitzen. Strahlend glücklich sah sie an jenem Tage, unsere schöne Dessauische Prinzessin! Die holde Enkelin des grimmigen alten Desfauers und seiner Anne Biele!

Was die Prinzessin öffentlich für Preussens Krieger that, das sah Jeder, aber Wenige wissen, was sie und ihr hoher Gemahl ins Geheim thaten, oft über ihre Kräfte. Preußen und Oesterreich — es war ja in jenen schönen Tagen, da beide Völker verbündet gegen einen Feind standen, da kesselte Oesterreich von preussischen Soldaten liebevoll aus den Eisenbahnwagen in die Säle der Bahnhöfe getragen wurden, um Erquickung und Stärkung zu finden — segnen die Namen Friedrich Carl und Maria Anna, darum hier kein Wort weiter darüber!

Im Jahre 1865 blieb die Prinzessin fast den ganzen Sommer in Glienicke. Gegen Ende des Jahres trat ein Ereigniß ein, das dem Glück des prinziplichen Paares die Krone aufsetzte, seinen höchsten Wunsch erfüllte. Am 14. November ward Prinzessin Maria Anna die Mutter eines Sohnes, der in der Taufe die Namen Joachim Carl Wilhelm Friedrich Leopold erhielt und seitdem der Abgott Aller wurde, die mit dem Hofe des Prinzen Friedrich Carl in Verbindung kommen.

Das ganze Land theilte die Freude der Eltern, König Wilhelm selbst wurde Pathe des jungen Markgrafen von Brandenburg, wie ihn sein Vater vorzugsweise gern nennt, und die älteste Schwester Prinzessin Maria ließ es sich nicht nehmen, das Bräutlein dem Könige eigenhändig bei der Taufe zu überreichen. Glückliche Tage verlebten die Eltern mit dem kräftig gedeihenden Kinde, bis ein

neuer Kriegsturm den Prinzen abermals auf's Schlachtfeld führte. Draußen in Glienicke unter den Linben, dem urralten Wahrzeichen der nordischen Marken, stand die Wiege, Prinz Friedrich Leopold schlief, über das schlafende Kind hin beugte sich der rothe Adler von Düppel, der fürstliche Feldherr, um es den Freunden noch einmal zu zeigen, ehe er mit ihnen nach Böhmen zog, Mancher hat es wirklich zum letzten Male gesehen an jenem sonnigen Sommertage, so Mancher hat die blauen Wasser der Havel und dahinter das schmucke Jagdschloßchen im Grünen nicht wieder geschaut, er schlummert von feindlicher Kugel getroffen den letzten Schlaf, aber Alle, die an jenem Tage in die großen Kinderangen des erwachenden Prinzen schauten, der dem Vater entgegenlächelte, ahnungslos, welchen Gefahren er entgegen ging, sie Alle haben wohl leise ein Gebet gesprochen für Vater und Sohn, das Gott erhören wolle um des Vaterlandes willen!

Der Sommer 1866 war unsäglich schwer für Prinzessin Maria Anna; wohl jubelte ihre Seele über Preussens Siege, wohl falteten sich ihre Hände zum Dank gegen Gott, der ihr den siegreichen Gemahl, den König und die verwandten Prinzen behütet, aber ihr Herz hatte auch Grund zur Trauer. Es war unter den Gegnern Preussens so Mancher, den sie liebte und schätzte, den sie nicht schlingen konnte vor seinem Schicksal; ein herber Schmerz besonders, den ihr jene Zeit brachte, lag in dem Schicksal ihrer geliebten Cousine, der Herzogin Adelsheid von Nassau.

Die hochgehenden Wellen der Geschichte haben sich wieder gelegt, Deutschland hat eine gewaltige Umgestaltung erfahren, der Frieden herrscht wieder im Vaterlande. Prinz Friedrich Carl, der ernsteste Prinz, der die heiterste Prinzessin zur Gemahlin beist, lebt wieder, seine militärischen Pflichten ausgenommen, nur noch seiner Familie. Prinzessin Maria Anna steht ihm hold zur Seite, sie ist eine ausgezeichnete Mutter, die ihrer Kinder Erziehung selbst überwacht, die mit ihnen lernt und mit ihnen spielt. Für Dessau hat sie noch immer die alte Liebe und einen Landsmann von dorthen grüßt sie doppelt freudig. Ihr Leben ist, wie ich schon bemerkte, meist still und einfach verfloßen, große Begebenheiten hat sie wohl erlebt, aber nie, aus ihrem Kreise heraustretend, an ihnen mitgeschaffen. Sie ist ganz Fürstin, wo sie es sein muß, aber sie ist auch ganz Frau, und so wolle Gott sie noch lange den Thron und uns Allen erhalten!

Von Herzen stimme ich in den Wunsch meines alten Freundes ein, der mit seiner Erzählung fertig war, gerade als wir nach einem langen Spaziergange durch den Thiergarten wieder am Brandenburger Thore standen. Da rollte ein Hofwagen durch das Thor, wir grüßten ehrsüchtig, und freundlich, das schöne Haupt zu uns neigend, dankte uns Prinzessin Maria Anna! [2390]

Der Silberfund bei Hildesheim.

Von Karl Gutzkow.

Wer es auch war, der in den Schooß der Erde — (Unweit dem Rosenstock von Hildesheim, Der tausend Jahre schon im Frühlingswerde Erwacht mit tausendfachem Blütenkeim —) Gefäße senkte, silberne Geschmeide, Beim Festgelag die stolze Augenweide, Er glaubte, wenn die Zeiten sich 'rer gehn, Für seine Schätze an ein Auserseh'n.

Und war's ein Römer und, gehebt von Schrecken, Kein Dieb, der in der deutschen Wälder Laub, Im Mooresgrunde suchte zu verdecken Vor Helios den unerhörten Raub, So standen um des Hortes Herrn Genossen, Zeltfreunde, Diener, deren Thränen flossen, Als sie der Väter Erbtheil, fösslich Gut, Proserpinen vertraut zur stillen Hut.

War's ein Cheruskier, der, mit Silberfesseln Gebunden, kämpfte unter Roma's Mar, So sprang er auf von eines Mahles Sesseln, Als wilber Hornruf seines Volkes Schaar, Von allen Bergen kündete die Mäher — Mir ist es fast, ich hörte es, als spräch' er: „Die Gumpen graben bald wir wieder aus Und leeren sie noch vor'm Walhallaschmaus!“

Der Römer — ach! er sah, war er entronnen Der Art, dem Hammer und dem langen Oer, Daheim vielleicht in seinem Land der Sonnen, Im Pinienwald, am dunkelblauen Meer, Und dachte träumerisch beim frohen Mahle An den vergrab'nen Schatz, an die Pokale, An Pallas' Bild, der Schale eingelegt, Die Erde nun, nicht mehr Oliven trägt —!

Der deutsche Herzog, wenn ihn nicht die Schlinge Des Hochverräthers würgte an dem Alt Der nächsten Eiche bei dem Volksgebirge, Wie mocht' er lechzen, sich mit gier'ger Hast Zurück zum Wald, nach „Hilba's Heime“ sehnen, Und wär's auch nur, weil aus den Bruchpatenen Sich Münze schlagen läßt und Eisen, Stahl, Ihn zu befrei'n aus goldner Fesseln Qual!

Die Hoffnung tög. Jahrtausendfrist verrauchte Und wie im Vergesschacht ruht, fort und fort, Der fössliche, von Gnomen nur belauschte, Dem Brockengeiste nur bekannte Hort. So modern in der Erde unsre Freuden! Versiegen von dem Glück, das wir vergeuden, Vom Ueberflusse Ströme in — den Sand! So fäst das Lebensste des Todes Hand!

Und dennoch auserseh'n —! Es klistert ein Spaten Und was Jahrhunderte wie blind verfehlt, Das seh'n beim Schanzen lustige Soldaten Und finden, was der Sonne ward verhehlt. 'S sind Schüsseln nur — doch wie für Königsmahle! Für „klastertierchen Ehrentrunk“ Pokale —! Die Mäpfe, Kannen, Alles scheint belebt! „He, Sklave, Wein!“ „Dort die Oliven gebt!“

Das ist des Menschen kluge Saat hienieden! So gehn die Körner unsrer Weisheit auf! Zum Mahle war das Silberzeug beschieden? Ei wohl — zum Geistesmahle tragt's zuhauf! Zum Schwelgen im Genuß des Idealen! Ambrosia liegt des Schönen auf den Schalen Und in dem Kelch, nicht zu umspannen weit, Schäumt nun die Woge der Unsterblichkeit!

Wanda's Grund.

Eine Geschichte von Emil Mario Varano.
(Fortsetzung.)

III.

Es war der erste echte, wahrhaftige Frühlingstag. Alles Eis war gebrochen, und die schwarze Wiese deckte sich mit frischem Grün. O, wie jung und weich und lieblich ist das erste Grün! Wie jung und zitternd das erste Blau des Himmels, wie fest und schmetternd die erste trillernde Lerche, die sich auf ihrer eigenen Leiter in die erwärmte, rein athmende, genessende Luft erhebt. Der Frühling ist die Reconvalescenz des Jahres, voll Hoffnung und Verzeihung und kindlicher Schmeicheleien. Der Frühling ist wie ein Kind, das an uns herantritt und uns die Hand in seine Hände nimmt und sie an seine weiche, blühende, spielerhitzte Wange legt.

Und so ein Tag war heute. Und in Janów brin war Pferdemarkt und Husarenmusik. Natürlich strömte Alles hinein, was in der Umgebung distinguirt und lebenslustig war. Auch ganz Baszta Rutnicka, mit Ausnahme des alten gelähmten Grafen, Wanda's und Lonca's. Sie haben vergessen zu sagen: Geneviève hatte nicht nur einen Knaben, der Alles beschmutzte, was er angriff, sondern auch ein Mädchen, das Alles angriff, was schmutzig war, und das in einem Kloster der filles du sacré coeur in Volhynien erzogen wurde. Die Kleine war auch „zum Frühling“ hergekommen, und Lonca und Adam lagen nun einander den ganzen Tag über in den Haaren.

Ehe man ging, hatte man das Diner eingenommen. Frau Zafrejsanka glänzte schon in einem grauen, flatternden Frühlingsleidenschaft mit coquelicot-rother Jaquette und gelbfiedertem Steinhütchen, Geneviève in lilafarbenen Stoffen, Graf Philipp in grauer, polnischer Kleidung, eine weiße Conföderatta auf dem prachtvollen Goldhaar, und der überflüssig gewordene Offizier in einer Uniform, die sein Burche Janko aufs weisseste ausgeputzt hatte mit Kreide und sonstigen militärischen Geheimmitteln.

Der alte Graf Thaddeus war heute beinahe froh gelaunt und binierte mit. Selbst Wanda trug ein leichter braunes Kleid, als sonst. Niemand vermochte sich dem ersten von der Sonne geliebten Grün zu entziehen. Aber die trotzige Wiene Wanda's war doch gelieben.

„Wir holen Tarnowiecki's ab in Ropyca?“ sagte Geneviève, indem sie ihre Serviette zur Seite warf, das warme Mundwasser zurückstellte und auf einen verbannten Füllgel zuellte, der neben dem Büffet stand. Alles wogte heute in rofigen und grünen Bildern und warmer Luft und Heiterkeit. Sie war schön zum Essen, wie sie stehend einen schweren breiten Accord anschlugs.

„Tarnowiecki's?“ fragte Graf Philipp. „In der That, Genia, will mir Deine Freundschaft mit der Prinzessin dort nicht gefallen.“ „Und warum nicht!“ sagte Genia mit einem polnischen Laut des Erstaunens.

„Ist Prinzessin Turkinoff wirklich mit dem jungen Tarnowiecki verwandt?“ fragte Graf Philipp. „Ich bin so lange in Egypten unten gewesen, daß ich unsere Familienverwandlungen ganz aus dem Gedächtnisse verloren habe. Aber ich meine, Du seist eine große Verabscheuerin jeder Mesalliance gewesen.“ „Sein Blick schweifte auf Wanda, die von ihrem Sitze aus dem schwarzbetrachten, weißbehalsbindeten und behandschubten Bedienten leise und hausfrauenhaft die Anweisung für den schwarzen Kaffee gab.

Auch der Blick Geneviève's schweifte jetzt fahl auf Wanda hinüber, deren Mutter die Mesalliance in der Familie so theuer bißen mußte, und sie intonirte wirklich einen Chopin. „O! Ich hasse noch immer jede Mesalliance, Cousin — sagte sie kach — denn sie ist irréparable! Aber Du wirst doch nicht bourgeois genug geworden sein unter den Beduinen, um eine més-amourette tragisch zu nehmen?“

Das war so scabros-geistvoll, daß jeder Andere schon um dieses einzigen Wortes willen in Liebe gefallen wäre für die hinreißend schöne Fräulein.

Und Graf Philipp verneigte sich auch lächelnd und wie bezwungen. Der Offizier sprach schlecht den Geist des französischen Idioms. Er lachte also nur. Das beste Mittel, um ein Verständniß zu markiren.

„Und nun kommen Sie, und accompagniren Sie mir,“ sagte Geneviève, indem sie den Grafen Philipp nach dem Piano zerrte.

„Was denn, Genia?“

„Nun, ein Lied von Jerzy Lubomirski ... oder warte: 'Zimmer und Ueberall', was der Potoda gewöhnet ist.“

„Das sind leichte Noten, die kann Lieutenant Duba auch.“

Lieutenant Duba konnte wirklich ut, re, mi, fa, sol, la, si an schlagen, und er folgte dem Rufe. Er konnte wenigstens Etwas thun, um seinen Aufenthalt zu entschuldigen. Er erhob sich. Geneviève rümpfte die Nase. Wanda war eben in der Thüre, um Befehle für die Abfahrt zu geben, aber sie hörte die Worte Philipp's: „Das kann Lieutenant Duba auch.“ Und sie wandte sich wie erstaunt um.

Frau Zafrejsanka hatte während dem allen einen fulminanten patriotischen Artikel aus dem Gas sich selber laut vorgelesen — durch ein Vognon. Und schloß jetzt: „Herrlich! Der Gar ist so gut wie todt, und der Kaiser auch. Oh! Kosziusko hat Unrecht gehabt mit seinem Todesurtheil!“

Das Lied vom Fürsten Lubomirski war zu Ende, und die Pferde stampften im Hofe in der Frühlingsluft. Wawa, der Bediente des Grafen Philipp, und Janko, der Burche des Offiziers, standen neben dem Wagen, während Jendreyden Damen Kasia und Poluliska erklärten, es sei schrecklich, einem paralysirten Herrn zu dienen ... „Man kommt um alle Husarenmusiken!“ — Unter den stürmischen Umarmungen seiner Schwester erwachte der Greis aus seiner Lähmung ... „Oh! Oh! machte er, und richtete sich beinahe auf. Wanda ... Wo ist Wanda?“

Wanda hatte ihre Befehle ausgeheilt und neigte sich über seinen Sessel. „Da bin ich, Onkel,“ sagte sie mit ihrer tiefen Stimme.

„Wanda, willst Du nicht auch mit ... zur Musik? Geh doch. Du mußt mit,“ gebot der Kranke mit dringender Stimme.

Frau Zafrejsanka stand hinter seinem Sessel, ihre coquelicot-rothe Jaquette anziehend. Graf Philipp stand zwei Schritte von ihm, seine Mütze über die Stirn ziehend. Der Lieutenant stand an der Seite Geneviève's, die gleichsam nach Cousin Philipp griff.

„Nein, sagte Wanda zu dem Greise hinab. Ich liebe die Musik nicht, Onkel, weil ich nie Musik gelernt habe. Das thut mir weh. Bitte, laß mich zu Hause. Du wirst schlafen, und ich werde lesen.“

In dem Städtchen war der Markt voll von Cavalieren und Pferden. Die Pferde jagten im Kreise, und die Cavaliere standen im Kreise herum mit einer Miene, als ob sie wenigstens Gold machen könnten. Der ehemalige Oberst aus Maków hatte sechs Pferde da und ließ sie durch einen entlassenen Jägeroffizier vorreiten. Und seine große, schwarzlockige, magere Frau schaute neben der actuellen

Husarenoberstin Ragghazi mit der großen Nase von dem Balcon der Obrietenwohnung herab. Herr Tarnowiecki mit seiner Prinzessin waren bei ihnen, und Alle krümmten sich nachlässig schreiend, weil sie wußten, daß jeder Mensch und jedes Pferd auf diesen Balcon schauten. Die Husarenoffiziere standen kienstockweise zusammen und kranten Pferdeweise aus und manchmal Kneipenpifanterien, wenn ein Damekopf an einem Fenster erschien. Und die Kasse freisten, und die Damen minaudirten, und die Händler priesen, und die Pensionisten priesen ebenfalls, um Procente zu kriegen, und die Bauern und Reitknechte hüpfen im Trab ihre Knochen wund.

Geneviève und Frau Zafrejsanka kamen ebenfalls zur Husarenoberstin mit der langen Nase hinauf und lorgnirten die Käufer.

Während des Marktes kamen immer stoßweise sechs, sieben Husaren und Händler in die Guliernia des Ortes, um Schnaps zu trinken und Koff- und Damenweise zu machen. Unter ihnen war auch Graf Philipp.

„Die Fürstin Genia Kurzoff ist ein Teufelsweib!“ sagte ein Rittmeister, der als Kenner bekannt war. Sie lancirt oellades par tous les côtés ...“ Graf Philipp lachte mit allen übrigen Offizieren.

„Aber die Nichte Wanda ist nicht auf dem Balcon,“ sagte ein Kadett in einer Ecke hinter seinem Schnaps und neigte sich vor, um durch die staubblinden Scheiben der Guliernia nach dem Oberstenhause zu sehen. Das ist eine süperbe Race. Ich habe sie gesehen, wie ich gestern an Baszta Rutnicka vorbeiritt. Man sieht sie fast nie — sagte mir der Maysche von der Kartschma, der sie mir vom Fenster aus zeigte.“

„Ah? ... Was denn, wann denn, wie denn ...?“ hieß es. Graf Philipp trank seinen Elbowic hinab. —

Heute hatte er Etwas zu Hause vergessen. Er hatte in den Königstüchern Egyptens gelernt, die Schönheit und den Stolz als Staub zu betrachten. Seine Seele hatte sich da gekrümmt und war langsam erkaltet, und sein Herz hatte sich mehr verhärtet, als es schon in der Jugend gewesen war vom Hochmuth seiner Erziehung. Aber er hatte in Egypten auch seltsame unbewegliche Wesen gesehen, die man selber aussuchen mußte, mühsam und lang, um sie zu finden. Sphinx nannte man sie. Sie hatten ein Weibergesicht und einen stolzen, beinahe trotigen Ausdruck. Er hatte ganz Egypten gelangweilt durchgezogen und Diademe und längstverdorrene Schönheiten wie Muscengerüll verstreut gefunden. Nur die Sphinx war ihm groß, einfach, unbegreiflich, hochmüthig, unberührt erschienen inmitten einer Wüste.

Graf Philipp eilte jetzt nach Baszta Rutnicka zurück, und Knospen und junger Sonnenschein spiegelten sich in seiner Brust. Er hatte ein Gefühl, als habe er eine Sphinx gefunden, und Andere schickten sich an, ihre Räthsel zu lösen.

Er kam nicht ganz zu Hause an. Auf dem Wege, an der Kartschma begegnete er einem Mädchen mit einem Kinde.

„Wohin gehen Sie, Wanda?“ fragte er. Und hielt sein weißes Pferd. Und schaute herab.

Sie schaute auf, als wie wenn ein Kind den Arm vor die bedrohten Augen legt. „Zum Wirtschaftshofe hinüber,“ sagte sie, weil sie antworten mußte. Der Secretair ist dort. Onkel Thaddeus will rechnen, weil er sich langweilt. — Und so schritt sie weiter. Und dabei hielt sie Lonca an der Hand.

Graf Philipp hatte die Sphinx erreicht. Und wandte jetzt sein Pferd wieder herum. „Das ist ein guter Spaziergang?“ sagte er noch über die Achsel.

„Nehmen Sie ihn,“ sagte sie in den Wind hinein. Es gehört ja Alles Ihnen. —

Um, um, um, bis nach Janów zurück! Die Pferde waren verkauft oder verschmäht. Die Reiter zählten Geld oder galoppirten hinweg. Jetzt war die Husarenbande inmitten des Platzes aufgestellt und spielte den Walzer aus Romeo und Juliette. Die Offiziere besprachen die letzte Viertelstunde. Die Damen neigten sich noch weiter über die Fensterbrüstungen. Der Balcon der Husarenoberstin war noch voller — es waren jetzt auch Uniformen dort. Wie wir war dies alles!

Philipp wandte mitten auf dem Platze wieder um. Draußen auf den Feldern hatte sich ein Tummelwind erhoben. Er wandte jedes Gräschen auf den Feldern um und jedes Blatt und jeden Zweig. Das that dem Grafen wohl. Er blieb mitten in dem Frühlingsstoben stehen.

Aber er erwartete doch seine Gesellschaft zum Heimweg. Er wurde mit zärtlichen Vorwürfen von Geneviève übergoßen, die sich aus dem Wagen lehnte und ihm einen fürchterlich sanften, zornigen Schlag auf den Arm mit ihrem Paillehandschuh verfehlte. „Den ganzen Nachmittag nicht zur Oberstin hinauf gekommen! Es versteht mir Niemand die Musik so sympathisch wie Du, Philipp. Dafür hasse ich Dich auch von ganzem Herzen ... Hörst Du? hasse!“

„Hassen? das will wohl nur schmollen heißen,“ sagte Philipp, der sein Pferd ganz nahe am Wagen traben ließ, sich zu seiner Cousine neigte und sie anlächelte mit Augen und Mund.

„Sei wieder gut, Genia.“

Ihr Frauenberg schwoll vor echter Freude; sie preßte beide Hände auf die Brust und hatte einen treuen Blick, so wildschön auch ihre Augen waren.

„Philipp, sagte sie leise, wie der Frühlingsabendwind zwischen ihnen hintreibt. Du weißt ja, daß ich's immer bin.“

Frau Zafrejsanka machte sich angelegentlich mit ihrem Spitzenschleier zu thun, der im Winde sich blähte und flatterte und sie unbarmherzig auf die Nase peitschte. Zuletzt nahm sie ihn zwischen die Zähne. Dabei räsonnirte sie lebenswürdig über den Wind, nur um das Gespräch ihrer Tochter mit dem Grafen Philipp nicht zu stören. Und der überflüssig gewordene Offizier sah neben dem Kutscher und kutschierte stolz. Das Kutschiere war seine Force. Der ganze Himmel war abendgrau, und der Wind trieb die Wolken (mit dem schnellen Wagen zugleich) über die Weidenreihen gegen Baszta Rutnicka.

(Fortsetzung folgt.)

Die Touristen des Winters.

Von Oldwig von Nechtrik.

Wenn die Schwalben heimwärts ziehn, wenn selbst Biarritz, das Bad der Cäsaren und der Diplomaten, seine Saison geschlossen, und die Leidenden, die einer milderen Sonne bedürfen, als sie uns im Winter leuchtet, nach Cannes und Hyères, Mentone und an des Verberlandes sonnige Küste sich geflüchtet haben, in den Bureau der Ministerien die Kiele wieder lustig schwirren, und die Rhetorik der Kamern, Minister, Regierungskommissarien und Geheimräthe auf's Neue für Karlsbad reist, — dann wird es einsam auf den großen Schienenwegen zwischen Petersburg und Paris, Wien und Berlin, und einem Eisenbahndirectorium ist Ein

Trost nur geblieben in den mit Baarenballen überfüllten Güterschuppen und in den endlosen Kohlenzügen, die Oberchleffens und des Waldenburger Gebirges, ja selbst der Ruhr schwarze Schätze heranschleppen und mit ihnen den Actionairen schöne Dividenden, den Beamten Tantiemen und Gratifikationen. Jede liegen die hochgewölbten Hallen und Wartezimmer der Bahnhöfe. Keine flümmende Menge vor dem Schalter, und in Folge dessen auch kein behelmer Wächter über Ruhe, Ordnung und Taschendiebstahl; breit und gefahrlos liegt der Weg durch die stille Gepäckerpediton, an dem Büffet der Restauration vorüber, die selbst vom Kellner verlassen zu sein scheint, zu den Wartesälen.

Schon hat zum zweiten Male die Glocke gerufen, und noch immer steht gedankenverfunden der Schaffner mit der Handlaterne auf dem halb dunkeln Perron, schon glaubt der Reisende sich fast allein in dem Zuge mit der blaffen Dame, die still im Wartezimmer in der Ecke saß und nun in den dunkeln Schooß des Damencoups verschwindet, da, in der letzten Minute, stürmen noch einige Herren herbei, mit Taschen und Decken und gewaltigen Pelzen beladen, Geschäftsreisende, die Nomaden unserer Zeit. Es ist durch Usus beinahe ein Recht dieser Herren geworden, stets im letzten Augenblick zu kommen. Sie sind wahre Habitués unserer Courierszüge, die sich, nicht immer rücksichtsvoll gegen ihre Reisegefährten, im Coupé sofort häuslich einrichten und nach der zweiten Cigarre regelmäßig in tiefen, aber keineswegs lautlosen Schlaf versinken.

Die Thüren fliegen ins Schloß, ein schriller Pfiff, ein Stoß, und der Zug setzt sich in Bewegung. Sowie er der Stadt entronnen, wachsen ihm die Flügel und ohne Ruhe und Raß donnert er durch die Nacht dahin, verächtlich an den zahllosen kleinen Stationen vorüber und nur zwei-, dreimal haltend, um Athem, resp. Wasser zu schöpfen. Eine Verspätung, wie sie bei den Sommerzügen so häufig, ereignet sich nur selten, es sei denn, daß ein ungewöhnlich starker Schneefall den Feuerreifer der Maschine herabstimmt.

Glücklich, wer so vom Dämon Dampf durch die graue Novembernacht befördert wird. Ihn, den Pflicht und Geschäfte nach einer Gegend rufen, die zwischen den Maschen des großen Eisenbahnnetzes verloren liegt, wohin selbst nicht eine Staats- oder Kreisstraße führt, ihn erwartet ein schrecklicheres Loos.

Raum hat der Reisende auf der Mittagsstation für Mensch und Pferd gesorgt, nach dem färglichen Dessert die Cigarre angezündet, bricht schon die Dämmerung herein. Schwer nur entschließt er sich dann, dem mahnenden Kutscher das entscheidende Wort zu sagen, und doch muß es sein; denn noch gilt es, bevor das nur drei Meilen entfernte Nachtquartier erreicht werden kann, eine mindestens vierstündige Fahrt. So schlecht ist der Weg — das sagen Alle: der Wirth und der Hausknecht, die Kellnerin und der Stammgast am Ofen.

Die ahnungsreichen Pferde klappern verdrossen über die holperigen Steinfließen des Thorwegs. Noch wenige Minuten, dann ist Alles fertig. Der beglückte Hausknecht stammelt seinen unterthänigsten Dank, der Wirth zieht sein Käppchen und wünscht glückliche Reise und baldige Wiederkehr (der Himmel bewahre uns!); langsam ziehen die mispergnügten Pferde an, wir hüllen uns fester in Mantel und Fußpad und brüden uns in die Ecke, während der Stammgast seinen Bierkrug und den Ofen verläßt, um dem Seltsamen nachzustarren, der an solchem Abend sich auf solche Wege wagt.

Schneeregen fällt, und Nebel verhüllt die Gefilde, hängt um die blätterlosen, im Winde schwankenden Bäume der Straße und über den tiefgrünen, vom Regen gesättigten Wäldern des Föhrenwaldes.

Langsam nur kommen die bis an die Achse versinkenden Räder in dem breiten, tief ausgefahrenen Gleise des Weges vorwärts; ganz in die Ecke des Bodens gedrückt sitzt der Koffelanker, nur mühsam die schlotternde Leine festhaltend; kein Laut in der weiten Dede ringsum, als der Spätherbststurm, der schneidend durch die schlecht verschlossene Halbthüre zieht.

Endlich, endlich erglimmt am dunklen Horizont ein Licht, dann blitzen mehrere auf; die müden Thiere setzen sich mit letzter Anstrengung in Trab. Jetzt ist die vorderste der langen Scheunreihen, die Vorstadt erreicht, das Rasseln der Räder gibt Zeugniß, daß wir auf städtischem, das heißt gepflastertem Boden sind, und ein Paar hoch über unsern Häuptern sich schaukelnde Dellampen weisen uns den Weg zum Marktplatz, wo die Linden stehen, und inmitten Rathhaus und Kirche ragen.

Das Nachtquartier ist erreicht; der Wagen hält vor den „drei Mohren“, dem ersten Hotel von Rolkwitz.

Hier in den „drei Mohren“ weist du noch, alte deutsche Herbergsmantel! Hier ist noch der Hausknecht, der uns mit der Stalllaterne aus dem Wagen leuchtet, und hier der Wirth, der in eigener Person mit Gruf und Handschlag den späten Gast empfängt und in sein Haus geleitet.

Um den Honoratiorensitz sitzt der Kreis der Auserwählten; nur der einzige unverheirathete Lieutenant der Dragoner-Regiment fehlt, derselbe ist heute zur Jagd zum „Herrn Grafen“ in die Nachbarschaft gefahren. Ueber dem Tisch hängt dunkelblaues Gewölke, denn Jeder raucht (natürlich), aber nach altväterlicher Sitte aus der Pfeife.

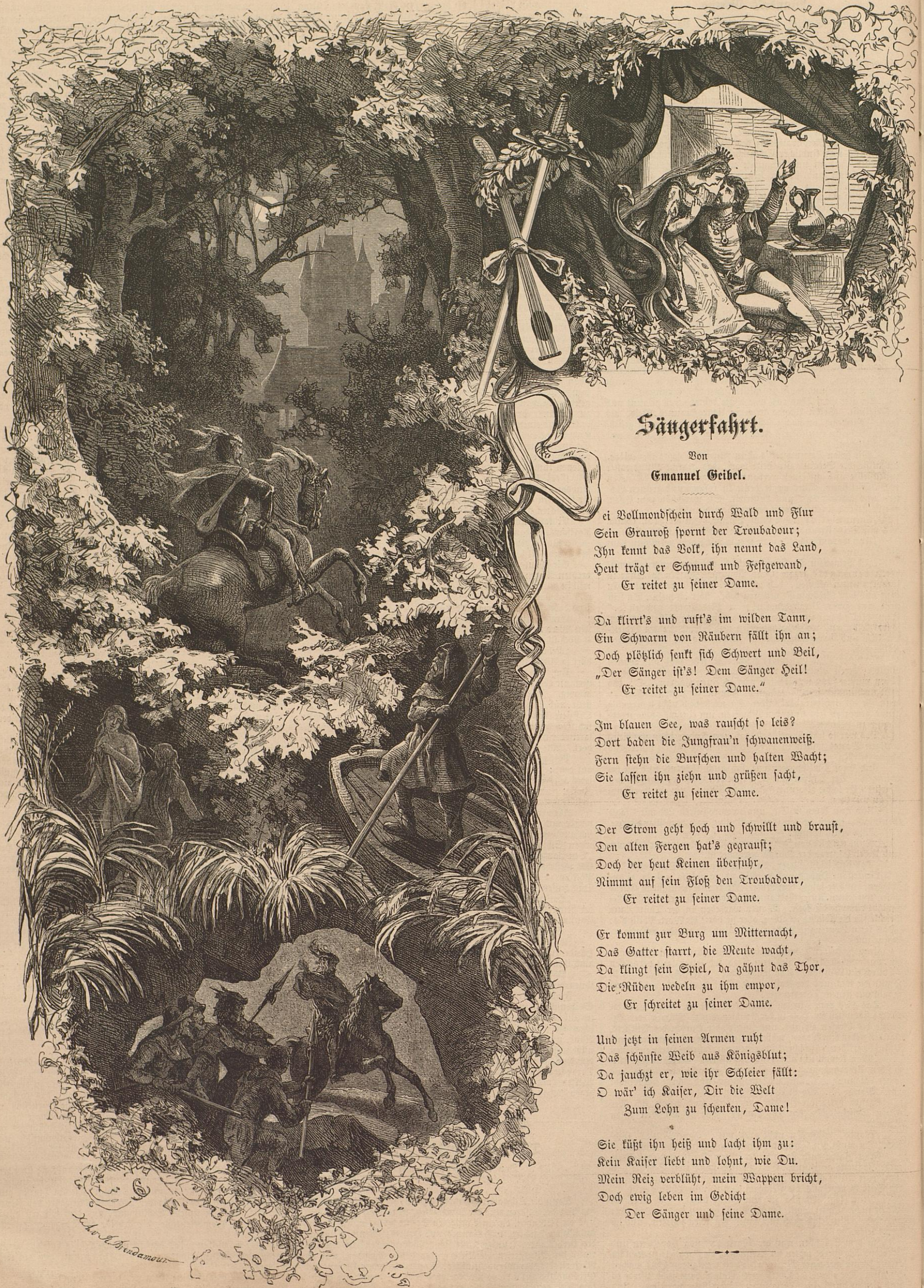
Das Kapitel über die letzte Jagd im Stadtforst und über den unverantwortlichen Zustand der Wege ist bereits abgehandelt, aber unser Glückstern ließ uns noch rechtzeitig ankommen, um die jedem Rolkwitzer wichtigste — die Eisenbahnfrage ventiliren zu hören, ob strategische Gründe für die Linie Rolkwitz oder die Linie Randten sprächen, und daß es nunmehr Thatsache sei, daß der Herr Handelsminister in der Residenz zu seinem Vetter, dem benachbarten „Herrn Grafen“, bestimmt für die Linie Rolkwitz sich ausgesprochen.

Die Honoratioren, zu denen so eben noch der vielbeschäftigte Bürgermeister getreten ist, sind, es ist schon halb zehn Uhr, theilweise bereits beim zweiten Glase angekommen. Links in der Ecke spielen Handlungsreisende das Spiel der Spiele, das ehrfame Etat, während aus dem Billardzimmer der letzte Neuesteß ertönt. Dann — die gelbbraune Dogge mit der Doppelnase voran — treten auch der Junker der Escabron und der „Einjährige“ im Extrarock und mit lackirter Koppel an den Honoratiorensitz, um nach so und so oft geglücker „Caroline“ den Abend würdig mit einem steifen Grog zu beschließen.

Verzehrt ist das Abendbrod, kräftige Hausmannskost; über den langen Fluß, Stufe auf, Stufe ab, führt uns die freundliche Wirthin selbst nach Nr. 1, und bald klingt, wie im Traum aus ferner Kinderzeit, des Rolkwitzer Wächters „Bewahrt das Feuer und das Licht“ in unsern Schummer, aus dem wir erst durch langgezogene Trompetentöne, die Reveille der Dragoner, geweckt werden.

Aber wo bleiben wir? hör' ich manche Leserin rufen; warum sprechen die Männer immer nur von ihren, nie von unseren Leiden?

Ich habe darauf keine Antwort, denn bei dem Gedanken, im Winterwind und Nebel, in einem Haudeher — eine Dame reisen zu lassen, bei diesem Gedanken erstarrt mir das Wort. [2218]



Sängerfahrt.

Von
Emanuel Geibel.

Bei Vollmondschein durch Wald und Flur
Sein Grauroß spornt der Troubadour;
Ihn kennt das Volk, ihn nennt das Land,
Heut trägt er Schmuck und Festgewand,
Er reitet zu seiner Dame.

Da flirt's und ruft's im wilden Tann,
Ein Schwarm von Räubern fällt ihn an;
Doch plötzlich senkt sich Schwert und Beil,
„Der Sänger ist's! Dem Sänger Heil!
Er reitet zu seiner Dame.“

Im blauen See, was rauscht so leis?
Dort baden die Jungfrau'n schwanenweiß.
Fern stehn die Burschen und halten Wacht;
Sie lassen ihn ziehn und grüßen sacht,
Er reitet zu seiner Dame.

Der Strom geht hoch und schwillt und braust,
Den alten Fergen hat's gegraust;
Doch der heut Keinen überfuhr,
Nimmt auf sein Floß den Troubadour,
Er reitet zu seiner Dame.

Er kommt zur Burg um Mitternacht,
Das Gatter starrt, die Meute wacht,
Da klingt sein Spiel, da gähnt das Thor,
Die Rüden wedeln zu ihm empor,
Er schreitet zu seiner Dame.

Und jetzt in seinen Armen ruht
Das schönste Weib aus Königsblut;
Da jauchzt er, wie ihr Schleier fällt:
O wär' ich Kaiser, Dir die Welt
Zum Lohn zu schenken, Dame!

Sie küßt ihn heiß und lacht ihm zu:
Kein Kaiser liebt und lohnt, wie Du.
Mein Reiz verblüht, mein Wappen bricht,
Doch ewig leben im Gedicht
Der Sänger und seine Dame.

Mazurka. Von Karl Gdert.

Piano.

[2389]

„Mein alter Hanns.“

Von Ernestine von Saint-Ivan.

Ich war eine Waise. Liebe Leserin, du mußt dir nicht ein kleines, armes, hungerndes und frierendes Kind vorstellen, das an rauhen Novembertagen in den Wald geschickt wird, um dürres Reisig zu sammeln, oder im Regen, Sturm und Schnee an der Straßenecke steht, um die Vorübergehenden anzusehen, welche sich in ihre weichen Pelze hüllen. Ich fror nicht, ich hungerte nicht und war auch kein Kind mehr. Ich war erwachsen, trug schöne, moderne Kleider, wohnte in komfortablen Zimmern, fuhr in einer eleganten Equipage, und die Welt nannte mich: eine junge, hübsche, wohlhabende Dame. Aber das komfortable Haus, worin ich wohnte, war nicht mein Elternhaus, die elegante Equipage, in welcher ich fuhr, gehörte nicht meinem Vater. Die freundliche Dame, an deren linker Seite ich saß, war nicht meine Mutter, die beiden hübschen, jungen Herren, welche uns oft begleiteten, waren nicht meine Brüder. Ein gewissenhafter Vormund verwaltete mein Vermögen — ja, mein Vater, du magst mich doch bedauern, ich war nur eine Waise, wenn auch keine arme, nach weltlichen Begriffen. Was vergißt und verachtet die Jugend nicht in den goldenen Stunden ihrer Freuden und ihrer Thorheit! Nach heißen Schmerzen und Thränen der

Trauerjahre tanzte ich wieder fröhlich unter dem fremden Dach und den fremden Menschen, freute mich des duftenden Bouquets an meiner Brust und ließ mir die Huldigung der jungen Ballritter gefallen. Das sieht leichtsinnig aus, oder auch praktisch vernünftig, wie man es nennen will, aber durch all den Glanz und Duft und Weibrauch wußte und fühlte ich es doch, daß ich eine Waise war. Mir folgte kein mütterliches Auge, wenn ich durch den Saal dahinschlief, mit ängstlicher Sorge, daß ich das große Rund nicht zu oft durchmeße. Keine schützende Hand warf die warme Hülle um meinen Nacken, wenn ich, athemlos vom Tanze, des kalten Luftzugs nicht achtend, zwischen Thür und Fenster stand. Ich wußte, daß manche Augen mit Wohlgefallen, ja, mit leidenschaftlichem Interesse auf mir ruhten, aber die lieben Augen meines Vaters waren es nicht, welche einst mit zärtlichem Stolz an meiner jugendlichen Erscheinung hingen. Gewiß hätte ich mich zu Tode tanzen können, leicht nicht ungewarnt, aber nicht davor behütet; hätte hätte sein, vernachlässigt in einem Winkel sitzen können, ohne daß ein väterliches oder mütterliches Herz darüber geblutet haben würde. O, es ist doch traurig, eine Waise zu sein!

Wir fuhren spazieren. Im Grunde des Wagens saß neben der ältlichen Dame, welche nicht meine Mutter war, eine zweite bejahrte Frau, welche auch nicht in solcher Beziehung zu mir stand. Auf dem Vorderste neben mir hatte Einer jener jungen Herren,

welche nicht meine Brüder waren, Platz genommen, während der Andere auf dem Boock saß und die schönen Eisenhimmel lenkte. Der an meiner Seite hatte schwarzes Haar und blaue Augen unter dunkeln, melancholischen Brauen. Jener, der uns fuhr, war ein Blondkopf mit braunen lustigen Augen und frischem Gesicht. Sie waren Beide Neffen der ältlichen Damen, Beide hübsche Jungen, und — ich muß es noch hinzufügen, wenn sich der unbefangene Leser das nicht selbst denken sollte, Beide machten mir den Hof.

Das Ziel unserer Spazierfahrt war eine Mühle. Der Waldbach, welcher sie trieb, sprang wild und schäumend über Felsen durch eine breite, romantische Schlucht. Es war immer schattig und kühl zwischen den grünen Wänden, und nirgend sproßten die Berggipfel so dicht und so blau, als dem Rande jenes Baches entlang, im feuchten, moosigen Grund. Die Mühle war nett und freundlich, sie klapperte immer so emsig und melodisch, daß man den Text aller Mäullieder dazu singen konnte. An heißen Sommernachmittagen fuhren wir gern in die kühle Schlucht nach der Mühle. Sie lag ziemlich weitab von der Stadt. Die Fußgänger mußten lange durch Staub und Sonnenglut dahin wandern und zogen deshalb die an Springbrunnen und Laubgängen reichen Lustgärten vor, deren sie genug in bequemer Nähe hatten. Von den Glücklichen aber, welche über Pferd und Wagen geboten, liebten nur Wenige die einsame, romantische Schlucht und die kleine, bescheidene Mühle.

Wir waren heute die einzigen Gäste. Die Pferde wurden eingestellt, und wir gingen auf dem weichen, grünen Pfad längs des Baches, wo die schönen Bergfarnblüthen blühten. Unwillkürlich streckte ich die Hand danach aus, sie zu pflücken. Als die beiden jungen Herren dies sahen, stürzten sie auf die unglücklichen Blumen und rissen sie sich unter den Händen weg. Jeder bot mir seine Beute. Es wurde ein dicker Strauß, als ich die Blumen zusammenband. Eine Weile schleppte ich das unförmliche Ding, dann warf ich, der unpoetischen Ueberfülle müde, das Bouquet in den Bach. Der Weg war so schmal, daß nur zwei nebeneinander gehen konnten. Der blonde Neffe, welcher während der Fahrt den Platz im Wagen seinem schwarzen Neffen überlassen mußte, behauptete sich jetzt beharrlich an meiner Seite. Der Schwarze mußte vorangehen; er blieb aber in Hörweite auch für das leiseste Gespräch, wenn ich mit dem Blondem ein solches hätte führen wollen. Das Plätschern meines biden Straußes im Wasser schreckte ihn auf, er wandte sich um und sah mich unter den eng zusammengezogenen Brauen vorwurfsvoll an. „Warum warfen Sie die Blumen weg?“ fragte er.

„Weil ich mich von einer Last befreien wollte, die ich mir nicht aufgebürdet“, verlegte ich sorglos, in kindischem Behagen an meiner Freiheit. „Das ist Laune“, antwortete der Schwarze. „Nein, es ist praktische Philosophie“, behauptete ich, und der Blonde nickte mir einstimmend zu, weil es ihn freute, daß ich des Betters Blumen weggeworfen, auch wenn er seine eigenen mit in den Kauf geben mußte.

„Erst verlangten Sie nach den Blumen, die Ihnen nun lästig scheinen, es ist keine Logik in Ihrer Philosophie, Comtesse Bertha“, brummte der Schwarze wieder. „Im Gegentheil, die bewährteste von der Welt. Jeder im Ueberfluß gewährte Wunsch verwandelt sich in Widerspruch. Wer wird auch Bergfarnblüthen in Bündeln verschicken und tragen!“

Reizende Philosophie, lachte der Blonde und riß ein einzelnes Bergfarnblüthen ab, das er mir feierlich bot. Sie können Ihre Blüthen in so bombastischer Gabe erfüllt sehen, daß Sie gewiß nicht unter der Last erliegen und sich davon befreien müssen.“

Im ärgerlichen Muthwillen schlug ich mit der Spitze meines Sonnenschirmes das arme Blüthen in die Luft. Jetzt lachte der Schwarze in sein dunkles Värtchen recht herzlich, trotz der melancholischen Augen. Das rosigte Gesicht des blonden Jünglings wurde von dunklem Roth überglüht, aber er blickte sich rasch und hob das weggeworfene Bergfarnblüthen auf, welches er an seine Militärmütze steckte. „Es läßt sich vielleicht noch verwerthen“, sagte er trocken und lachte nun auch. Wir kamen in die Mühle zurück. Die zwei älteren Damen hatten sich weder um mich, noch um meine Controversen mit dem blonden und schwarzen Neffen gekümmert, sondern saßen in eine höchst interessante Familiengeschichte vertieft, und alle Bergfarnblüthen der Welt wären nicht im Stande gewesen, sie davon abzuführen. Das vermochte nur der Kaffeetisch, der unterdessen im Hofe der Mühle gedeckt worden war, und auf ihn eilten sie nun zu, um, wie Feldherren ihre Truppen, die Tassen und Teller, Kuchen und Weißbrot, Butter und Honig zu mustern.

Meine Aufmerksamkeit aber ward ganz von einem Paar hübscher, wohlgepflegter Müllepferde in Anspruch genommen, welche, von der Feldarbeit kommend, im Hofe standen. Die Freude an Pferden war mir, wenn ich so sagen darf, angeboren. Die Tochter der Cavallerie regte sich gebieterisch in mir, wenn ich Hufschlag oder Wiehern hörte.

Der blonde Junker war auch vom Fach. Er trug eine hübsche Dragoner-Uniform und Sporen an den hohen Haden. Wir tauchten unsere Bemerkungen und Ansichten über die Müllepferde mit sympathischem Eifer und Lust an der Sache. Der schwarze Civilist trat bei diesem Thema wieder in den Schatten; er konnte der Ueberlegenheit des blonden Dragoners darin nicht die Spitze bieten und schwieg deshalb verdrießlich.

Da kam ein drittes Pferd zum Thorwege hereingeschlichen. Wie der Schatten jener starken, wohlgenährten Rosse, die eben ausgespannt wurden, zog ein armer, alter Rappe mühselig die Egge nach sich und blieb müde im Hofe stehen. Es war ein hochbeiniges Thier, welchem Schweif und Mähne ergaun und die Haare um Augen und Schläfe am mageren Schädel weiß waren. Aber trotz Alter, Vernachlässigung und Ermattung von schwerer Arbeit fanden wir, mit Ausnahme des Civilisten, mit sackfunden Blicken bald die edle Race in dem verkümmerten Thiere. „Das war einmal ein prächtiger Gaul“, sagte der blonde Lieutenant und versuchte — vergeblich — seinen blonden Knaum in Spitzen zu drehen. Sehen Sie den Stempelbrand auf dem alten, ungestriegelten Fell?“ Meine Augen haften auf dem greisen Thier voll schmerzlicher Sympathie für Verlassenheit und Glend, auch wenn es auf vier Beinen ging. Die Knechte hatten die hübschen Pferde in den Stall geführt, und Einer zog jetzt auch den müden, alten Rappen hinein, nachdem er von der Egge befreit worden. Ein lauter Ruf der Damen beschied uns säumiges, junges Volk an den Kaffeetisch. Aber mir wurde es höchst unbehaglich, selbst bedrückten Gemüths, zwischen einer geschwägigen Dame und dem schweisigen, verstimmtten Schwarzhaarigen zu sitzen. Endlich stand man auf. Die beiden Frauen folgten der Müllerin, welche, reißend wie sie, während des Servirens ein Langes und Breites von ihrer großen Linnen-Bleiche erzählt hatte. Ich dagegen raffte rasch einige Stücke Zucker zusammen und wendete mich den Ställen zu.

„Sie wollen in den Stall, Comtesse Bertha?“ fragte der dunkle Jüngling mit einer Art Empörung und Schrecken. „Und warum nicht in den Stall, so gut wie auf den Ball, Graf Leonhard?“ antwortete ich herausfordernd und setzte hastig meinen Weg fort. Der blonde Cavalier war schon fortgesprungen, als die beiden Damen noch mit der Müllerin über die Linnen-Bleiche verhandelten. Jetzt kam er mir aus dem Stall entgegen und rief triumphirend: „Ich bringe Ihnen die Biographie des alten Rappen, welche Ihre geheimnißvolle Sympathie für diese gefallene Größe als einen ahnungsvollen Zug erklärt. Das bemooste Haupt steht nämlich in Beziehungen zu Ihrer Vergangenheit, Comtesse Bertha.“ Ich sah ihn verwundert an. „Es ist eins der schönen Pferde, fuhr der Lieutenant fort, welche in Seiner Excellenz, Ihres Papa's Ställe standen. Der Müller erzählte mir eben die Geschichte. Er hat das alte Pferd mit dem Inventar seines kürzlich verstorbenen Bruders geerbt, und dieser es bei der Auction von General Papa's Verlassenschaft gekauft. Schon damals war es lange kein Springinsfeld mehr, aber noch conservirt und tüchtig auf den Füßen; jetzt kann es aber nur noch sein bischen Futter durch Ackerarbeit abgeben und endlich die letzte Handvoll Heu mit seiner Haut bezahlen. . . . Das ist Pferde-Loos“, fügte der Blonde mit frivolem Achselzucken und Schnurrbartdrehen hinzu.

Ich hörte kaum, was er weiter schwatzte, die Geschichte des alten Rappen brannte mir in der Seele und rief alle Erinnerungen und alles Heimweh auf. Nun rannte ich dem Stall zu, ohne mich weder um den blonden, noch um den schwarzen Cavalier zu bekümmern.

Vor der Krippe stand das alte Pferd, unser guter, sanfter Hanns, auf dessen Rücken ich und die Brüder einst oft gesessen und im Hofe daheim umhergetrabt. Ungeachtet des schmutzigen Strobes brängte ich mich dicht an den Ärmsten, welcher mit stum-

mer Resignation und stumpfen Zähnen an dem Heu kaute, worin seine magere Kost bestand. Ich rief ihn mit unsicherer Stimme bei seinem Namen. Das Pferd spitzte die Ohren und wendete den greifen Kopf mit einem schwachen Wiehern nach mir. Mich sehen konnte es nicht mit den erblindeten Augen, aber es kannte noch seinen Namen und meine Stimme. Sanft strich ich dem alten treuen Hanns über die graue Mähne und klopfte seinen mageren Hals. Uebermüdet von bitterem Weh, o mein weltgeschulter, erfahrener Leser, dessen Achtung ich jetzt wohl verschmerzen werde, lehnte ich meinen heißen Kopf an den des Pferdes, und Thränen tropften auf seine weißen Nüstern. Ach, es kommt noch schlimmer; auch meine Lippen drückten sich an die raube Wange des alten Kameraden aus dem Eternahaus. . . . Nach den beiden jungen Herren hatte ich mich nicht umgesehen und kaum bemerkt, daß sie mir in den Stall gefolgt waren. Der Blonde fand es langweilig und lächerlich, eine zärtliche Wiedererkennungsscene mit dem alten Währe zu feiern. „Ich werde mir nie eine sentimentale Frau nehmen“, hörte ich ihn halblaut murmeln, und das Klirren seiner Sporen verrieth mir, daß sich mein leichtfertiger, blonder Anbeter entfernte.

Voll Scham und Aerger drückte ich meinen Kopf noch fester an den des alten Rappen und weinte heftiger. Endlich fiel mir ein, daß dem armen Hanns eine andere Art Liebesbeweis angenehmer sein könnte, als meine Thränen, und daß ich den Zucker für ihn noch in meiner Tasche hätte. Aber das alte Thier konnte den lang entbehrten Leckerbissen mit dem schlechtesten Gebiß nicht mehr bewältigen. Der Zucker entfiel ihm, und ich seufzte unwillkürlich. „Ach, hätte ich dir doch lieber ein Stück Brod gebracht.“ Diese Worte waren mir kaum entklimpt, als sich von der Seite eine Hand vorstreckte und mir das gewünschte Brod reichte. An die Hand schloß sich ein Arm, bekleidet mit dunklem Tuch, aber nicht mit blauem, und ohne rothen Aufschlag, was mich sehr beruhigte. Nun wendete ich mich dem Besitzer des hübschen Armes zu und blickte in die blauen Augen unter den dunklen Brauen, welche mild und feucht in meine verweinten Augen sahen. Der gute, innige Blick that mir so wohl, und die warme menschliche Theilnahme darin rührte mich tiefer, als die feurigsten Liebesstrahlen es vermocht hätten. Wir sprachen kein Wort, und sahen, still nebeneinander stehend, dem alten Hanns zu, wie er mit Behagen das Brod verehrte.

Endlich mußte ich mich von dem alten Kameraden trennen und ihn seinem Schicksal überlassen. Aber die traurige Begegnung wollte mir gar nicht aus dem Sinn, und die Thränen kamen mir in die Augen, wenn ich an unseren schönen, stattlichen Hanns daheim und das abgekehrte, alte, mißhandelte Thier im Stall des Müllers dachte. Ich war froh, daß keine Spazierfahrt nach der Mühle vorgeschlagen wurde.

Auf dem Gute, auf welchem Graf Leonhard als Erbherr mit seiner verwitweten Mutter lebte, beging man ein kleines Familienfest, wozu auch wir gebeten wurden, da es unsern der Stadt lag. Mein dunkelhaariger Freund war unlängst großjährig geworden, hatte seine Besorgung übernommen und freute sich jetzt, als junger Hausherr uns Gästen das mannigfache Schöne und Nützliche zu zeigen, das er geschaffen oder verbessert hatte. Wir zogen durch Schloß und Park, durch Treibhäuser und Baumschulen, bewunderten neue Anlagen und freuten uns auch der altbekannten und in Ehren gehaltenen Plätze. Die Gesellschaft war nicht groß, sie bestand nur aus Verwandten; mich allein knüpfte an Keinen von ihnen ein engeres Band. Leonhard ging mir zur Seite, und der blonde Better machte ihm heute dies Recht nicht streitig; derselbe war im Dienst und hatte sich entschuldigen lassen. Die Jüngeren von der Gesellschaft eilten jetzt einem Gehege zäherer Reize zu, und eben wollte ich ihnen folgen, als mich der junge Graf zurückhielt. Die blauen Augen sahen mich bittend an. „Ich möchte Ihnen zuvor etwas zeigen, sprach er freundlich, Sie sollen mir sagen, wie Sie mit meinem neuen Kauf zufrieden sind.“ Und dann führte er mich durch den Hofraum zu meiner Verwunderung nach den Ställen.

„Sie halten mich nicht für einen Pferdekennner“, sagte mein Begleiter lächelnd, als wir in den großen, mit englischem Comfort eingerichteten Raum traten, wo eine Reihe schöner Pferde stand. Leonhard ging an ihnen vorüber. „Nein, diese sind es nicht, sprach er, als ich vor den Thieren lobend stehen bleiben wollte. Mein neuer Kauf, welchen ich nicht für alle die anderen gebe, steht hier.“ Und wir traten an das Ende des Stalls, wo eine Art besonderer Gemachs abgetheilt war, wie man es nur Thieren edler Race einräumt. Ich erwartete neugierig einen Vollblut-Merker zu sehen und fand — meinen alten Hanns, so nett gepuht und gestriegelt, als es bei dem alten Gesellen noch möglich war, und im vollen Behagen seiner neuen, angenehmen Lage.

Ou, mein scharfsichtiger Leser, hast dies wahrscheinlich vorausgesehen und bist nicht so überrascht von dem Wiederfinden, als ich es war in meines Herzens Einsicht. Der Schluß dieser kleinen Geschichte wird dir daher auch nicht ungewöhnlich und erzählenswerth dünken; und nur, wenn du ein Freund vom edlen Sport bist, wird es dich einigermaßen verführen, zu hören, daß wir uns — im Stall verlobten. Verlobten, ja, aber — alle meine Leserinnen frage ich — konnte ich diesen Beweis von Ritterlichkeit, Gerathen meiner geheimsten Herzenswünsche und Zartgefühl anders lohnen, als indem ich sein gutes Herz und seine treue Hand annahm?

Der alte Hanns fraß noch lange das wohlgefezene Gnadenbrod aus meiner Hand, welches ich ihm mit Leonhard täglich brachte. Als aber auch seine Stunde gekommen, da — Leser, verzeiht mir noch dies letzte Aergerniß — da mußte ich wieder weinen. Doch die blauen Augen blickten mich auch wieder so zärtlich tröstend an, daß ich mich im Leben nie mehr verwaist fühlte.

[2354]

Ein Hofball im siebzehnten Jahrhundert.

Von F. von Hohenhausen.

In dem Toilettenzimmer der Prinzessin von Condé herrschte reges Treiben; die Kammerfrauen hielten Rath, welcher Anzug zu dem Hofball am passendsten sein würde. Es lag ein ganzes Kleidermagazin zur Auswahl bereit, denn im siebzehnten Jahrhundert war die Mode noch nicht die flatterhafte, wechselvolle, launenhafte Tagesgöttin der Jetztwelt. Die Gewänder vererbten sich noch wie andere Hausschätze auf mehrere Generationen, und es war durchaus hergebrachte Sitte, daß die Tochter den einstigen Jugendputz der Mutter wieder aufnahm.

Es hielt indessen schwer, für die schlanke Tochter der majestätischen Prinzessin von Condé ein passendes Kleid zu finden. Mutter und Tochter waren so verschieden wie Juno und Hebe, oder wie die Rosenkranze und der reise Rosenapfel.

Endlich fand sich ein rothes Sammetkleid mit weißer Perlenstickerei, dessen panzerartiges Mieder wie ein Blumenfeld die Hüfte umschloß und sich sogar als zu eng erwies, denn die Mutter hatte dies Gewand als fünfzehnjähriges Prinzesschen von Montmorency getragen. Dennoch war es den Kammerfrauen Anfangs nicht be-

greiflich, daß die Tochter nicht in den Harnisch des Mieders passen wollte; sie entdeckten aber dann zu ihrem Erstaunen die Ursache davon — das junge Mädchen trug ein häßliches Büschgewand unter dem feinen Batisthemd und bat flehentlich, es ihr nicht ausziehen. Es war der erste Hofball, den sie besuchte, und die Nonnen im Karmeliterkloster hatten ihr das häßliche Gewand als eine Mahnung an ihre heiligen Lehren mitgegeben. Sie wollte so viel lieber im Kloster und hatte unter heißen Thränen es verlassen, um dem Befehle der Mutter zu folgen und ihren Eintritt in die große Welt durch einen Ball zu feiern.

Die Furcht vor den Versuchungen, die das junge Herz unter dem Ballsaal so ängstlich klopfen ließ, mochte wohl eine Vorahnung sein, denn allerdings harrten sie selten so gefahrdrohend, als in dem Weltleben, das sich der Tochter des Hauses Condé mit diesem Balle eröffnete. Schon nach wenig Jahren sollte aus dieser hohen weißen Rose, strahlend von körperlicher Reinheit, eine Feuerlilie werden, die unter dem Namen Anna Genoveva Herzogin von Longueville, von der Fackel des Bürgerkriegs und der Adelsrevolution grell beleuchtet, in der Geschichte des siebzehnten Jahrhunderts auftaucht, sich und Andere in's Verderben lockend.

Mit der Unschuldsmiene einer Märtyrerin ließ sich Anna Genoveva zum Balle schmücken. Als der Panzer des Mieders festgeschmürt war, kam eine Kammerfrau mit einem Brenneisen, theilte die herrlichen Blondhaare in tausend Ringeln und kramte sie zu einem künstlichen Bau, wie man ihn auf den Gemälden jener Zeit jetzt noch anstaunt. Das buchtige Paar sah aus wie ein Nebelflor, den die Sonne vergoldete, oder vielmehr wie ein Heiligenschein.

Die Prinzessin Mutter ließ sich nicht mit derselben Geduld schmücken wie die Tochter, welche die Aufregungen der Etikette noch nicht kannte.

Die Kammerfrauen bekten, die Schmucksachen flogen zur Erde, wenn sie die erwarteten Wirkungen nicht hervorbrachten. Die schönsten Stoffe wurden mit Füßen getreten. Es entstand ein Chaos, aus welchem die zürnende Frau dennoch endlich Licht und Schönheit zu schaffen wußte. Ein weites Gewand von weißem Seidenglanz wie mit Wasserstreifen durchzogen, ein Stoff, der jetzt wieder unter dem Titel „Moir antique“ im Reich der Mode herrscht, umwogte die stolze Gestalt der immer noch schönen Prinzessin, weiße Federn thronten auf ihrem Lockenbau, wenn auch etwas steifer, als man es jetzt gestalten würde, und Rubinen glänzten wie Blutstropfen in den kleinen Ohren und auf dem weißen Hals. Das junge Mädchen erstaunte über die blendende Erscheinung und fühlte das Verlangen, auch so schön sein zu können. Die Neugier auf das viel gerühmte Glück der Weltreisen verdrängte bereits für Augenblicke die körperlichen Vorzüge! Mit einem Gemisch von Grauen und Lust folgte Anna Genoveva der Mutter in die Säle, welche unter Begleitung von Fackelträgern die gepuhten Damen damaliger Zeit zum Balle brachte.

König Ludwig der Dreizehnte bewohnte bereits die Tuilerien, obwohl das weltberühmte Schloß noch nicht ganz vollendet war und noch nicht die Hälfte der Pracht Einrichtung enthielt, womit sein Sohn und Nachfolger, der vierzehnte Ludwig, es ausstattete. Die Hofgesellschaft, welche sich zu dem Ballfeste versammelte, war aber mit Glanz, Reichtum, Rang, Schönheit und Geist begabt, wie nur irgend eine in späteren Zeiten es sein konnte, denn das siebzehnte Jahrhundert brachte in Frankreich ein neues Ritterthum zur Blüthe. Die rohen Kräfte der Feudalzeit waren gebändigt, die Gesetze des feinen Tons und der guten Gesellschaft wurden von dem französischen Hofe entworfen und der ganzen civilisirten Welt vorgeschrieben. Jugenbluth, Poesie und Frauencultus waren die unverwundlichen Blüthen, die aus dem alten Ritterthum auf das neue übertragen wurden und dem bunten Lebensbilde des siebzehnten Jahrhunderts seine eigenthümliche reizvolle Färbung verliehen.

Ein Hofball damaliger Zeit erhielt durch die charaktervollen Tänze und Costüme einen besondern Reiz. Der Tanz wurde wie eine Kunst behandelt; man sah Ballets aufführen mit einer Würde und Ernsthaftigkeit, wie eine solche sie erfordert. König und Königin tanzten mit im Ballet, sogar geistliche Würdenträger beteiligten sich daran, namentlich der Cardinal Richelieu.

In der Galerie von Versailles kam man darstellungen dieser königlichen Ballets sehen; sie sind jedenfalls in langsam feierlichem Tacte getanz worden, wenigstens erlaubte das prächtig steife Costüm der Tanzenden keine rasche Bewegung. Die Vereinigung von Grandezza und Kofetterie war der bezaubernde Reiz dieser Ballets. Die malerische Kleidung, welche die Männer sowohl wie die Frauen trugen, erhöhte denselben bedeutend.

Die strahlende Gesellschaft war schon vollständig beisammen und erwartete nur noch das Erscheinen des Hofes, als die Prinzessin von Condé mit ihrer Tochter eintrat. Die Blicke der harrenden Menge richteten sich erwartungsvoll auf Anna Genoveva, von der man wußte, daß sie nach langem Sträuben die Klosterzelle verlassen, um zum ersten Male einen Hofball zu besuchen. Ein Beifallsmurmeln traf das Ohr des jungen Mädchens und weckte die noch schlafende Schlange der Etikette in ihrem Herzen. Es klopfte ängstlich gegen den körperlichen Talisman des häßlichen Gewandes, der schon bei dieser ersten Prüfung nicht wirksam genug sich zeigte!

Die junge Ritterchaft umschwärzte bald den Blumenflor der Damen, unter denen keine so viel regelmäßige Schönheit mit dem Liebreiz der Anmuth vereinigte, wie Anna Genoveva. Aber sie blieb kalt und stolz bei den Huldigungen, die ihr in der zierlich geschnittenen Redeweise der Cavaliere damaliger Zeit dargebracht wurden. Das Vergnügen geschmeichelter Etikette, welches sie genoss, vermochte nicht ihre Seele zu erwärmen; aber in dem Sapphirglanz ihrer blauen Augen leuchtete zuweilen ein überirdischer Schimmer von Sehnsucht und Schwärmerei auf, der die tiefe, starke Leidenschaft dieser jungen Seele verrieth. Sie schmachtete nach einem Ideal, das sie auf den Altar ihres Herzens heben konnte, — und fand einen Abgott, den kalten, klugen Herzog von Longueville, der sie später völlig beherrschte und ihren historischen Namen besetzte!

Die Fäden ihres Geschicks entwickelten sich schon mit ihren ersten Anfängen auf dem Hofball, den sie so ungern besucht hatte. Dort sah sie zuerst den jungen Ritter, Moritz von Coligny, der für sie in einem Duell später sein edles Blut verspritzte, ohne ihre Ehre durch seinen Tod wieder herzustellen, und weckte durch ihre Schönheit die flammende Eiferjucht der eifigen Herzogin von Montbazon, die ihre bitterste Feindin und Nebenbuhlerin im Herzen ihres nachherigen Gemahls, des Herzogs von Longueville, wurde.

Als der Hof erschien, erreichte der Triumph ihrer Schönheit den höchsten Gipfel. König Ludwig der Dreizehnte, der inmitten der Größe seines Vaters und seines Sohnes nur eine kleine Rolle in der Geschichte spielte, hatte mit Weiden den Scharfblick für weibliche Reize gemein. Das blasse, fränkische Gesicht des Königs, das zwischen den langen Locken seiner Lieblingsfrisur wie ein Adlerkopf mit schwarzen Flügeln ausah, färbte sich ein wenig röther, als er die Prinzessin Condé mit ihrer reizenden Tochter erblickte. Er bejahte, daß sie in dem Königsballet miltanzte und bewies ihr ganz besondere Aufmerksamkeit.

Auch Anna von Oesterreich, seine Gemahlin, betrachtete die neue Erscheinung mit neugieriger Wohlgefallen. Ein schöner,

noch junger Mann von hoher Stirn und der feinen gelblichen Backfarbe, welche Italiens Himmel dem Gesicht zu verleihen pflegt, stand neben der Königin und folgte mit seinen dunklen Augen der Richtung der ihrigen. Es war der Abate Mazarin, damals nur der Verehrer und Günstling des Cardinals Richelieu, später sein mächtiger Nachfolger. Er ahnte wahrscheinlich nicht, welche Unruhe ihm und seiner hohen Gönnerin dereinst durch die junge allgemein bewunderte Schönheit des Abends bereitet werden würde. Ein Jahrzehnt später trieben die Anhänger der Herzogin von Longueville ihn zur Flucht aus Frankreich, und die Königin mußte zittern für den Thron ihres Sohnes!

Der Hofball war das Vorspiel zu dem großen Drama der französischen Geschichte, das in den Kriegen der Fronde sich darstellte. Die Heldin derselben, die schöne Anna Genoveva von Longueville, spielte indessen schon vorher eine sehr bedeutende Rolle in der Gesellschaft des siebzehnten Jahrhunderts. Sie übte einen ähnlichen Zauber wie auf ihrem ersten Hofball überall aus, wo sie erschien. Im Hotel Rambouillet, der höchsten Instanz der Schöngesellschaft, siegte sie neben der gefeierten Julie in dem berühmten „blauen Salon“, welchen alle Dichter Frankreichs mit ihren Versguirlanden geschmückt hatten. Das Urtheil Anna Genoveva's wurde bald höher geschätzt, als das aller geistreichen Damen des Hotels Rambouillet; sie mußte Dichterkämpfe entscheiden, sogar der große Corneille fügte sich ihren Aussprüchen. Dann zog sie mit dem Herzog von Longueville nach Münster und half den klugen Franzosen den westphälischen Frieden noch klüger zu benutzen. Süd- und Nordländer des Congresses verliebten sich in die Zauberin, deren goldlockiges Bild noch jetzt im Friedenssaal zu Münster zwischen den ernsthaften, düstern Gefandten-Portraits wie ein Sonnenstrahl anzuschauen ist.

Geimgelehrt nach Paris, beherrschte sie unumschränkt den jungen Adel und ihren ritterlichen Bruder, den großen Condé. Ihre Mitwirkung in dem blutigen Intriguenpiel in der Fronde wirft einen zu dunkeln Flecken auf ihr Bild, als daß wir uns hier ausführlich damit beschäftigen möchten. Sie selbst hat die bitterste Reue darüber empfunden und in demselben Kloster, das die idealen Träume ihrer Jugend sah, Buße gethan für ihre Herzenssünden.

Das siebzehnte Jahrhundert mit seinen Hofballen und Königsballets, seinen schönen, geistreichen Damen, seinen tapfern, minnelustigen Männern, seinen galanten Poeten und heitern Philosophen, steht wie ein Blumenstrauch in der französischen Geschichte. Zwei berühmte Schriftsteller der Neuzeit haben sich um die Darstellung desselben verdient gemacht. Der kürzlich verstorbene Victor Cousin in zierlicher Detailmalerei, und unser großer Leopold von Ranke in dem geistvollen Lapidarstyl, der diesem ruhmgelächerten Liebling der ernsten Muse Clio eigenthümlich ist. [2394]

Charakteristisches vom Kaiser Nicolaus.

II.

Kaiser Nicolaus reiste mit seiner Gemahlin einst auf der schönen Dampffregatte Kamtschatka nach Neapel. Der Capitain des Schiffes war ein Finnländer, ein ächter Seebär, aber vom Kaiser sehr hoch geachtet. In Neapel traf noch ein anderes russisches Dampfschiff ein, und das Kaiserpaar beschloß auf diesem die Ueberfahrt nach Palermo zu machen. Die Kamtschatka sollte das Gepäck bringen. Das verdroß den alten Capitain; er ging ans Land und befohl dem ersten Lieutenant, nicht mehr, als 200 Colli an Bord zu nehmen. — Es wurden aber 300 gebracht. Der Lieutenant weigerte sich; da erschien der Hofmarschall selbst, und es entstand ein Wort-

wechsel. Zuletzt rief der Marschall: „Wir wollen sehen, ob Sie es wagen, mich zu hindern!“ — und trug eigenhändig einen Packen aufs Schiff. Der Lieutenant trat höflich bei Seite und ließ es geschehen, ging aber sogleich ans Land und meldete den Vorfall. Der Finnländer kam ans Schiff, wo er auch den Marschall fand, der ihn bat, sogleich die Anker zu lichten. „Mit Vergnügen“, sagte der Capitain, nur muß ich nachsehen, ob das Schiff nicht überladen ist.“

Er ließ nun 200 Colli in den Schiffsraum verladen und befohl mit der größten Kaltblütigkeit, alles Ueberzählige ins Meer zu werfen. Die Matrosen gehorchten mit dem größten Vergnügen, und ein Colli nach dem andern flog über Bord.

„Halt, halt“, rief der Hofmarschall. „Kaiserliches Gepäck!“ — „Kaiserliches Schiff!“ donnerte ihm der Finnländer zu, fort mit dem Zeug! Vergessen Sie nicht, daß ich hier zu befehlen habe.“ — Der Hofmarschall befaß sich und erbat sich die Erlaubniß, die überzähligen Colli ans Ufer zurücktragen zu lassen. Dies geschah, und der Marschall mietete ein andres Schiff. Als er in Palermo angekommen, verlagte er den Capitain beim Kaiser Nicolaus und verlangte, er solle ihn exemplarisch bestrafen. Der Kaiser aber gab dem Marschall einen scharfen Verweis und sagte: „Ich kenne den Mann — er kennt die Gesetze. Er ist ganz gewiß in seinem Recht. Und daß er seine Pflicht thut ohne Ansehen der Person, das ist ehrenwerth. Er soll Contreadmiral werden!“ [2286]

Eine Braut auf Bestellung.

Das Fieber, in der weiten, weiten Welt das Glück zu suchen, hatte auch einen Kaufmann aus Paris ergriffen. Er schiffte sich nach den französischen Inseln Ostindiens ein, und dem redlichen Bemühen folgten klingende Erfolge. Nachdem er bedeutende Reichtümer erworben, dachte er, „es sei nicht gut, daß der Mensch allein sei“, und ging, eine Gefährtin zu wählen, welche in dem einsamen Hause und dem verwaisten Herzen thronen sollte. Keine der Damen Martiniques aber fand Gnade vor seinen Augen, und so beschloß er denn, sein Gesuch einem bewährten Handelsfreunde in Paris vorzulegen.

Der Brief enthielt nach einer Anzahl Waarenbestellungen folgenden Abschnitt:

„Item. — Entschlossen, mich zu verheirathen, sehe ich mich, da hier keine entsprechende Dame finde, veranlaßt, an Sie die ergebene Bitte zu stellen, mir mit dem nächsten Schiffe eine solche zu senden. Meine Ansprüche dürften nicht schwer zu erfüllen sein. Das Mädchen sei aus guter Familie, 20—25 Jahre alt, mittlerer Größe, von angenehmer Aeußeren, mit dem Charakter und unbescholtenem Mufe. Vermögen verlange nicht. Dagegen bedinge ich, daß sie sich guter Gesundheit erfreue und stark genug sei, den Wechsel des Klimas zu ertragen, damit ich mich nicht gezwungen sehe, bald nach Entgegennahme der ersten Frau nach einer zweiten umzusehen. In Betracht der weiten Entfernung und der Gefahren einer Seereise, bitte auf diesen Punkt besonders Rücksicht nehmen zu wollen. Kommt dann das Fräulein hier an, bestift sie die bedingten Eigenschaften und legt sie mir, zur Vermeidung jedes Betruges, diesen Brief von Ihnen indossirt oder wenigstens eine beglaubigte Abschrift desselben vor, so mache mich andurch verbindlich, das Schreiben zu respectiren, indem ich die Ueberbringerin desselben vierzehn Tage nach Sicht eheliche. Zur Befräftigung habe das Document eigenhändig unterzeichnet.“

Der Pariser Handelsherr hatte in einem langen commercieellen Leben nie einen solchen Auftrag erhalten und überlas wieder und wieder das Schreiben, das die künftige Gattin seines Freundes auf gleiche Stufe mit den bestellten Waarenballen stellte.

Er gab sich jedoch alle Mühe, den Wünschen des fernen Nabobs zu entsprechen, und glaubte endlich, in einer Weise, die völlig von der Barmherzigkeit einer alten Tante abhing, die gesuchte Braut gefunden zu haben. Das Mädchen war aus guter Familie, hatte eine vorzügliche Erziehung genossen, war gesund, blühend, ziemlich hübsch und arm. Der erhaltenen Weisung zufolge, machte er den betreffenden Antrag, und dieser ward nach reiflicher Ueberlegung aller Verhältnisse angenommen.

Das nächste Schiff, welches den Hafen von Rochelle verließ, trug, unter zahllosen Waarenballen, eine junge Dame, die mit den nöthigen Zeugnissen, in aller Form Rechtens ausgestellt und von dem Correspondenten indossirt, versehen war. Auf der Factura fand sie sich ebenfalls als der letzte Artikel angegeben:

„Item. — Ein Fräulein von 25 Jahren im Besitze der gewünschten Eigenschaften und der fraglichen Zeugnisse.“

Letztere bestanden, um den vorsichtigen Kaufherrn zu befriedigen, in einem Auszug aus dem Pfarrregister, einem Leumundzeugnisse der Polizei, einer von der Nachbarschaft unterzeichneten Urkunde, daß die Betreffende drei Jahre lang die alte, grämliche Tante mit kindlicher Sorgfalt und Aufopferung verpflegt habe, und endlich einem von vier Aerzten unterschriebenen Document bezüglich der Stärke ihrer Constitution.

Bevor das Schiff den Hafen verließ, hatte der Pariser Correspondent allen anderen, in gleicher Richtung segelnden Schiffen Avisbriefe mitgegeben, welche die Ankunft der Ersehnten mit dem bezeichneten Dampfer meldeten.

Schiff, Waaren und Braut langten glücklich an, und der reiche Kaufherr, der sich zuvörderst am Hafen befand, war entzückt über die treffliche Ausführung seiner Ordre. Die Dame überreichte ihm einen Brief folgenden Inhaltes:

„Ueberbringerin dieses ist Ihre bei mir gütigst bestellte Gemahlin.“

Wenige Tage genüigten, um sich näher kennen zu lernen und die nöthigen Huldigungen in persona darzubringen, dann wurde die Hochzeit mit großer Pracht gefeiert, und ganz Martinique hat kein glücklicheres Paar aufzuweisen, als das auf solch eigenthümliche Weise vereinte.

[2372]

Cina Freifrau von Berlepsch.

Beschreibung des Modenbildes.

Figur 1. Kleid aus rosa, in Puffen arrangirtem Tarslatan, mit rosa Atlaszacken und Rosen garnirt.

Figur 2. Unterkleid aus weißer Seidengaze, vorn mit zwei Bolants besetzt. Ueberkleid von weißer gaze-de-Chambéry an den Seiten mit großen Feldblumen-Bouquets gerast, vorn mit leichter Franze aus ähnlichen Blumen begrenzt. Die ausgeschnittene Taille aus Seidengaze ist durch ein russisches Hemdchen aus weißem Seidentüll vervollständigt.

Figur 3. Kleid von grüner gaze de Chambéry, mit Frisuren desselben Stoffes und grünen Atlasröllchen garnirt. Schärpe aus grünem Atlas. Halbhohes chemise-russe aus weißem Seidentüll.

Figur 4. Kleid mit Doppelrock aus weißem, buntgeblühtem Tasset, mit Puffen desselben Stoffes und Rüschen aus grünem Atlas verziert. Fichu aus weißem Tüll.

Figur 5. Kleid aus Tasset in zwei Nuancen Rosa, der vordere hellere Theil des Kleides ist mit Frisuren desselben Stoffes garnirt, der hintere dunklere Theil des Kleides ist mit gleichfarbiger Rüsche begrenzt. Chemise-russe aus weißem Seidentüll.

[20,532] 3



Die Mode.

Zu einem eleganten Gesellschaftskleide wählt man gegenwärtig den Stoff in zwei verschiedenen Farben oder wenigstens zwei Nuancen einer Farbe, oder aber man fertigt es aus zwei verschiedenen Stoffen. In letzterem Fall wird der vordere Theil des Kleides aus weißem Crepe, Tüll, gaze-de-Chambéry u. s. w., der hintere Theil aus schwerem, farbigem Seidenstoff, z. B. Grosgrain, Atlas oder dergl. arrangirt. Den leichteren Stoff ordnet man in Puffen, Volants oder Hülsen und garnirt ihn mit Atlasröllchen, Atlaschleifen, Blumentuffs oder Blumenfranze, er imitirt eine Art Unterkleid, der Seidenstoff dagegen eine Tunique. Bei Kleidern mit ausgeschnittener Taille wird diese mitunter à la Watteau arrangirt.

Kleider aus einem Stoff in zwei Farben oder dunklerer und hellerer Nuance ein er Farbe garniren Röllchen, Blendes, Frisuren, Schleifen u. s. w. von Grosgrain in lebhaft abstechender Farbe. Ein Kleid z. B. in zwei Nuancen Grün wird mit ponceau, ein Kleid in zwei Nuancen Grau mit lila Grosgrain garnirt.

Die Schleppe sowohl, wie die robe ronde sind vorne glatt, hinten sehr faltig und durch eine Tournure unterstützt; sie haben meist einen bauschigen, an den Seiten gerasteten Doppelrock und werden durch eine Gürtelschleife mit kurzen breiten Enden geschnitten.

Auf der Straße und Promenade, sowie zu visites intimes trägt man ausschließlich ein Kleid ohne Schleppe (robe ronde), gewöhnlich mit Paletot, Fichu, Talma oder dergl. vom Stoff des Kleides.

Die Frühjahr- und Sommerpaletots sind eng anschließend, mit ziemlich langem, hinten bauschigem und an den Seiten gerastetem Schoof, so daß dieser im Verein mit dem Kleide einen Doppelrock bildet. Man trägt die Paletots mit Gürtel, großer Schleife und kurzen schoofähnlichen Enden. Statt des Paletots wählt man vielfach Fichu und Talmas, welche in der Form mehr oder weniger an den Paletot erinnern und gleich diesem von schwarzem Grosgrain oder feinem Kaschmir oder vom Stoff des Kleides gefertigt werden. Die Fichus bilden vorn lange Schärpes, hinten einen Schoof und sind ebenfalls mit Gürtel und Gürtelschleife versehen.

Die neuen Talmas haben vorn die Form einer Pelérine, hinten schließen sie sich der Taille an und bilden dann gleichfalls einen bauschigen Schoof.

Die Lingerie zu eleganten Kleidern ist aus Valenciennes Spitze und Stidereifiguren; dem hochstehend oder mit kleinen, umgelegten Enden arrangirten Kragen schließt sich gewöhnlich ein Jabot aus Spitze und Atlaschleifen an. Zur Haus- und Negligétoilette trägt man Kragen und Manschetten von feiner, gestreifter Leinwand mit mehrfarbigen, aufgesteppten Percalstreifen oder aber mit feinen Schnüren garnirt, welche letztere entweder in mehreren geraden Linien oder ein einfaches Dessin bildend mit rothem Garn oder schwarzer Seide eingesteppt werden.

Veronika von G.

Kritische Correspondenz.

Unter dem Titel „Musikalische Charakterbilder“ hat Dr. Otto Gumprecht ein in jeder Beziehung interessantes Buch veröffentlicht. Den Inhalt bilden sechs biographische Skizzen von Meistern der nachklassischen Periode: Schubert, Mendelssohn, Weber, Rossini, Auber und Meyerbeer. Der Leser lernt aus diesen Skizzen nicht nur trockene Data, sondern die ganzen Menschen kennen, von denen sie handeln. Er erfährt nicht allein, wie sie geschrieben haben, sondern warum es so und nicht anders geschah. An der Hand der feinsten Kritik durchdringt er die Laufbahn der sechs Helden des Werkes und empfängt Belehrung im angenehmen Genuß. — **Dr. L. A. S.** Wir werden direct ausführlich antworten. — **G. S.** und eine Siebzehnjährige in A. Vergleichende Tagebuchblätter kritischen wir nur ungern. Man hört eine sympathische Stimme in Versen sprechen und ist im Ungewissen, ob es nicht falsche Verse sind. Ist es die Dichterin oder sind es die Gedichte, fragt man sich, was uns interessiert? Gewöhnlich — wir müssen so unhöflich sein, diese Galanterie einzugehen — gewöhnlich ist es die erstere. — **Gräfin L.** Noch ist die Hand nicht gerührt, aber die zweite Hälfte der Erzählung verräth einseitiges Talent. — **M. 12.** „Ungarland, Magyarenland“. Ach, wir können nun einmal diesen Dingen nicht widerstehen. Aber legen Sie in diesem Fall keinen Werth auf unser Urtheil. — **V. v. B.** Senden Sie mehr Proben. — **J. S.** beginnt: „Wer wird die weisse Rose pflücken, die eines Andern Hand gefaßt, — Zur Ged' sich um ein Blümlein bücken, das schon ein Fußtritt fast zerdrückt“; dieser Fußtritt traf auch uns — wir lassen nicht weiter. — **A. B. Jordan** jubelt: „Wußt man nicht glücklich sein? Ja, doch kann es nicht ohne Verse sein!“ — „Ganschen“. Aber warum gaben Sie sich auch diesen Namen? Wir antworten längt unter **G-n vom Lande**, Seite 372 des vorigen Jahrgangs. — **Ein altes Tantchen**. Weinachten waren. In den Lüften Glöckchen, in allen Häusern Freude und Friede. Holt, dachten Sie, diese schöne, ruhevolle, heilige Zeit will ich benutzen. Und Sie festgen sich hin, um uns einen groben Brief zu schreiben. Das gute Tantchen! Wir übergeben übrigens Ihre Zeilen der betreffenden Dame. Sie sagte nur: Schiller, Jungfrau von Orléans, Talbot. — **Abonentin in Stuttgart**. Sehr gern, wenn Sie die Mühe einer solchen Bearbeitung übernehmen wollen. — **Grifa S.** Ihr „Seemannskind“ scheint uns, in der großen Gestalt Leipzig“ geboren zu sein. — **F. S. in A.** „Gute Nacht!“ Nach solchen Versen? — **Eine kleine Landdame**. „Alles wird grün — Bäume schon blühen — Wind weht daher — Saat wagt wie's Meer — Steh' so am Thor — Wind weht um's Ohr — Wind spielt im Haar“ — Sie werden sich erkälten, meine Gnädige. — **Charles St. in Chicago**. Wir glauben, daß Sie zur Ballade Talent haben. — **M. S. (Schweiz)**. Ihre Verse sind nicht besser, aber auch nicht schlechter, als die Ihres Vorbildes. — **D. S. in Hannover**. Wo bleibt die Auflösung? — **Anna B.** Senden Sie die Manuscripte zur Ansicht ein. — **A. B. in Amsterdam**. Hinter diesen Versen verbirgt sich, wie wir glauben, ein wirkliches Talent. Aber — es verbirgt sich noch Muth! — **A. Nr. 7.** Nicht übel. — **v. G.** Sehr feinnig, doch die Form läßt noch zu wünschen. — **Melanie**. Endlich einmal keine Verse, sondern ein Gedicht! — **C. . . . a W.** in G. Jetzt schon Frühlingsslieder! — **G. B. in H. 16.** Uns unbekannt. — **Abonentin. R. Gottschall's** „Poetik“ ist bei G. D. Treuhand in Breslau erschienen, Preis 2 Thlr. 15 Gr. — **G. P. in Dr.** Sinnig. — **C. S. in R.** Wenden Sie sich an die Theater-Buchhandlung von G. Bloch, Berlin, Brüderstraße. — **F. L. Jeyou**. Die Schilderung am Anfang gelang Ihnen am besten. — **Emma v. D.** „Schöne silberne Wellen — Schlängelt nur so fort . . .“ Die Melancholie, welche sich durch Ihre Verse „schlängelt“, ist die Melancholie einer „Fünfzigjährigen! Sie wird sich legen, wie die Welle. — **Albertine**. „Die Sonne sinkt hernieder, der Mond der geht schon auf. . .“ Dann ist es Zeit, daß wir uns empfehlen. — Dankend abgelehnt: **Willb.** — **Zero; A. L. in A.** an der Wolga; **Abonentin in M.** — **Biotrice M. W.** darüber; **A. S. in P.** bei M. — **G. W. in A.** — **G. W. in A. a. S.** — **A. W. in A.** bei S. — **L. W. . . .** — **Theodor M.** — **C. S. in G.** — **J. A. in M.** 15. Wien. — **C. A.** — **Ein stilles Wellchen**. — **G. D. Leipzig**. — **Mah. in Bo.** — **Amalie W. in St.** — **C. v. B. Stuttgart**. — **T. — M. P.** in T. (Vielleicht in veränderter Gestalt). — **Dr. S. W.** — **M. W. in G. W.** — **Cosinus**. — **C. S. in St.** — **M. bei S.** — **G. Marano**. — **Guard P. in Dr.** — **A. D.** — **G. S. in A.** — **Marie S. in S.**

Wirthschaftliches.

Defner für Blechbüchsen (Sardinenbüchsen u.). Das bestehende abgebildete kleine Instrument bedarf nur weniger erklärender Worte. Mit dem kurzen bajonetartigen Fortsatz des Instruments wird der zu öffnende Deckel der Blechbüchse in der Mitte durchstoßen, alsdann das dreieckige, bewegliche, in einer Rinne laufende und mit dem Daumen durch Niederdrücken eines Charniers zu fixirende Stahlmesserschchen nach dem Umfange des



zu durchschneidenden Büchsendeckels gestellt. Nach dem Fixiren des Messers drückt man dasselbe in den Deckel ein und schneidet nun ein kreisförmiges Stück des Deckels durch Drehen der Handhabe von rechts nach links heraus. Dies kleine praktische Instrument macht das mühsame Aufschneiden oder Aufstammen mit Messer und Hammer oder das noch umständlichere Auflöthen, namentlich der Sardinenbüchsen, überflüssig. — Vorräthig im Magazin des Hoflieferanten **E. Cohn**, Berlin, Hausvogtei-platz 12. [2398]

Auflösung des Rebus Seite 84.

„Auf Regen folgt Sonnenschein.“

Auflösung des Räthsels Seite 84.

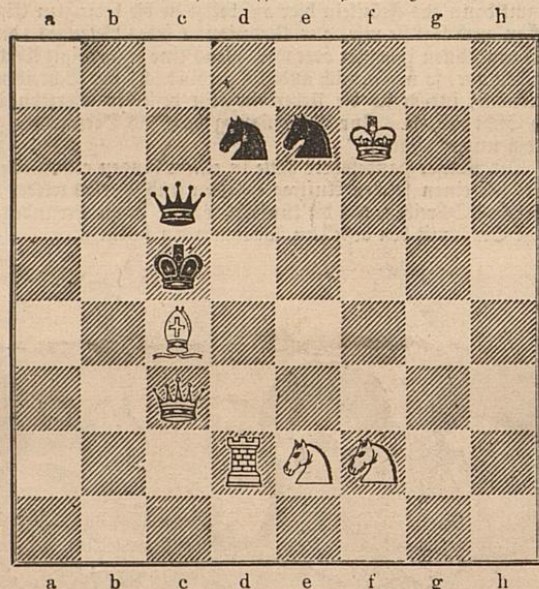
„Pils.“

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 1 Seite 52.

1) Da 1 — a 5. Schwarz.
2) Da 5 — c 3, d 2, a 4 +. beliebig
Angabe von **Dr. M. D. B.** in C., **Dr. Betty Blunt** in Nabhurg, **Dr. M. M.** in Münsterberg und **Dr. J. Fieg** in Driesen, **Dr. Auguste G.**, geb. G., **Dr. Alice S.** in D. J. (Nord-Amerika), **Dr. Ad. L.**, **Dr. C. Freimann** in München, **Dr. G. Cohn** in Berlin, **Dr. Antonie Sch.** in Brunn, **Dr. J. L.** in Sch., **Dr. Georg S.** in Posen u. A.

Schach-Aufgabe. Nr. II.

Von Schoumoff in St. Petersburg.



Weiß setzt in drei Zügen matt.
Die Stellung bildet ein C.

Räthsel.

Verstummen muß ich ohne Dich,
Verstimmt auch werd' ich oft durch Dich;
Trennst Du in meine Hälften mich,
So hasse sie sich fürchterlich.
Ich aber wandle ihre Fehde
Zur allerhöchsten Wechselrede.

[2359]

Rebus. Von Wilhelm Scholz.



Correspondenz.

Dr. F. Kr. in Tr. und Dr. M. S. in Gr. Wir machen Sie und sämtliche Abonnentinnen darauf aufmerksam, daß im Verlage von Ernst Günther in Breslau ein „Vollständiges Register zum Bazar 1862—1867“ erschienen ist (Preis 15 Gr.). Wir können das selbst in jeder Beziehung und auf das Beste empfehlen.

B. B. in M. Die kosmetischen Briefe von Dr. Cornelius sind nicht als Buch, sondern im Bazar erschienen.

Eine 38jährige Frau. Wir können den Grund Ihrer Frage nicht errathen. Man ist in Ihrem Alter doch nicht schon „alt“?

Eine Braut. Ein neuer Brauch scheint in der Schwesterstadt Leipzig zum guten Ton werden und bereits auch hierorts (Dresden) Eingang finden zu wollen, nämlich den bisher üblichen Trauring mit 4 Ringen zu vertauschen u. s. w. Was wir von diesem Brauche halten? Vorläufig halten wir diese Notiz in der fraglichen Zeitung überhaupt noch für die leere Erfindung eines müßigen Spasvogels. Sollte aber das Un glaubliche wirklich wahr sein, so ist unsere Meinung folgende: Der Brauch, Ohrringe zu tragen, galt uns niemals als eine besonders schöne und rühmende weibliche Gewohnheit, durch diesen Votocubenschnud aber den schlichten, sinnigen, bedeutungsvollen Trauring ersetzen zu wollen, das halten wir geradezu für Barbarei, und der industrielle Goldarbeiter (Vous êtes orfèvre, Monsieur Josse), der diese Geschmacklosigkeit durch Zeitungsreclamen einzuführen hoffte, verdiente — einen Nasenring zu tragen.

Haideblümchen und Dornröschen. Was Sie ein Uebel nennen, finden wir gar nicht so übel. Wenn Sie aber durchaus anderer Meinung bleiben wollen, so lesen Sie in der Correspondenz des Bazar d. J. Seite 36 das Mittel gegen das „Entsehliden.“

Drei Mädchen vom Thüringer Walde. Ohne Schminke geht es, fürchten wir, selbst auf einem „Liebhabertheater“ nicht. Eine unschuldige rothe Schminke finden Sie auf Seite 52 d. J. angegeben. — Die Haare um der Locken willen „auszubürsten“ scheint uns mit oder ohne Lorbeerblätterwasser denn doch eine zu haarträubende Operation.

Dr. C. T. in B. Wenden Sie sich an die Buchhandlung von Ascher & Comp. in London.

Dr. A. R. Bazar 1863, Nr. 2.

Dr. Anna S. . . . in Berlin. Fertigen Sie aus dem Stoff, der durchaus nicht unmodern ist, eine Mode mit hoher Taille. Garniren Sie dieselbe mit grünem Atlas oder gar nicht.

Dr. Josephine B. in T. Für ein derartiges Dessin fehlt uns der Raum. Wählen Sie eine der vielen Bordüren in Filetanpüre, welche der Bazar gebracht hat, und fällen Sie den mittleren Theil des Fonds mit Pleinfiguren.

Eine der ersten Abonnentinnen. Sie können eine solche Schärpe auch zu Kleidern von hellem Seiden- oder leichtem Stoff tragen, vorausgesetzt, daß die Farben von Kleid und Schärpe harmoniren.

Dr. A. R. und Abonnentin in M. müssen wir an die Tapisserie-Waaren-Manufactur von B. Sommerfeld, Berlin, Leipzigerstr. 42, verweisen.

Dr. A. R. in M. Zum Aufweichen eines Musters auf Tuch gebraucht man das sogenannte Permanent- oder auch das Cremniger-Weiß, welches mit Wasser aufgelöst wird und einen Zusatz von verdünntem Gummi erhält. Ferner kann man sich dabei sowohl eines Pinsels, als einer Feder, das heißt einer stumpfgeschlittenen Gänsefeder bedienen.

Eine langjährige Abonnentin in L. Jedes Tapisseriemuster ist zur Ausführung im Gobelintisch verwendbar, wenn man für jede Type (Carreau des Maitres) zwei Stiche nebeneinander je über 2 Fäden Höhe und 1 Faden Breite ausführt. Wählen Sie eins der Muster, welche das letzte Stiderei-supplement des Bazar brachte.

Ein Lockenkopf in A. . . . Voraussetzlich wird man auch im nächsten Sommer noch die Mode runde zur Promenadetoilette tragen. Die Kleider werden nur insofern noch feilförmig getragen, als man die Seitenabnähen abschragt, die hinteren Bahnen bleiben stets gerade und werden oben in Falten geriebt.

Eine Unwissende in Dr. Zur Halbtrauer eignet sich zwar die lila Farbe, doch darf man dieselbe nicht unmittelbar nach der Trauer anlegen. Um Dessins auf Neß, Leder oder Atlas zu übertragen, durchdringt man die Linien des auf Papier gezeichneten Dessins gleichmäßig mit einer feinen Nadel, legt das Papier — die raube Seite nach oben — auf den Stoff und fährt mit einer in pulverisirte weisse oder schwarze Kreide getauchten Quaste aus Luchstreifen darüber hin. Die auf dem Stoff markirten Linien des Dessins werden mit Farbe und einem Pinsel oder einer weichen Feder nachgezogen.

M. de R. Le bouquet devant les femmes est de rigueur. Les bouquets sont pareils et ne diffèrent que par l'initiale de l'invitée, simplement esquissée en fleurs d'une manière différente. — Devant chaque convive un réservoir à eau pour tremper le verre à chaque nouveau cru. — De petites carafes ventrues allient de deux en deux personnes pour le vin ordinaire et l'eau. — L'argentier moderne a inventé outre la fourchette à huîtres, la fourchette tranchante pour le melon, la petite pince pour les artichauts à l'italienne, la grande pince pour les asperges, les ciseaux pour le macaroni. — Le vin de Bordeaux se sert dans un amphore de cristal; le vin de Bourgogne ne quitte pas sa bouteille (en voiture!); le vin de Champagne (frappé) se sert dans des grands bocks de cristal.

Dr. C. L. in A. Die Anleitung ließ sich brieflich leider nicht geben. Aber jeder Tanzlehrer wird das Arrangement übernehmen können.

Dr. W. C. in V. Wir haben wiederholt in dringlichen Fällen um Angabe der Adresse gebeten.

Dr. Antille in L. Für Ihre freundlichen Zeilen den herzlichsten Dank.

Dr. M. St. in M. Für diese Saison kam Ihr Wunsch leider zu spät.

Dr. J. Kr. in T. Als durchaus Ihren Zwecken entsprechend erachten wir das vorzügliche Werk des Malers Carl Ehrenberg: „Das Zeichen und der Zeichenunterricht u. s. w.“ mit 16 Tafeln und 250 Text-Abbildungen.“ (Im Verlage von Otto Spamer in Leipzig erschienen. Preis: gebunden 1/2, Thlr. — 3 fl. rhein.)

Marie. Ihr Wunsch, daß der Bazar mit größerer Schrift gedruckt werde, wird wahrscheinlich noch im Laufe des Jahres sich erfüllen. Wir sind freilich überzeugt, daß nur die wenigsten Abonnenten ahnen, welche colossale Ummäzung in der Druckerei eine „neue Schrift“ für ein Blatt von der Bazar-Auflage bedingt. Das macht sich nicht zwischen heut und morgen, sondern erfordert die Arbeit vieler Monate.

S + S in B. Was Sie unter 1, 2 und 3 erwähnten, ist nur noch in wenigen Kreisen üblich. ad 4. Je nach den Umständen Verbeugung oder Händedruck. — 5. Ohne Hut tritt der Herr niemals in einen Salon. Da eine Visite immer nur kurz sein soll, behält er ihn in der Hand. Wenn er ihn ablegt, stellt er ihn nur ja nicht vor sich auf den Tisch; glücklich!

M. L. in B. Wenn Sie durchaus keine Seife zum Waschen Ihres Gesichtes brauchen wollen (wofür uns der Grund nicht einleuchtet will), so legen Sie Ihrem Waschwasser etwas Borax und Glycerin zu. Unverdünnte Eau de Cologne ist viel stärker, als Kornbrandtwein; Sie können sie zum Abreiben des Gesichtes mit der 3-fachen Menge Wassers verdünnen. — Eine verdünnte Lösung von übermangansaurem Kali kann im erwähnten Fall nicht nur nichts schaden, sondern ist sogar besser, als irgend ein anderes Mittel.

J. S. Wir sind außer Stande, Ihnen zu rathen.

Dr. J. W. S. in Gr. Der erwähnte Artikel im Bazar enthält Alles, was wir darüber zu sagen wissen.

Ein Verehrer guten Tones. Ihre Fragen verlangen eine sehr ausführliche Beantwortung. Woher aber die Zeit nehmen?

Elisabeth findet ihre Frage in der letzten Correspondenz beantwortet.

Dr. v. B. in M. „Der Artikel müßte aber von Ihnen ausgehen.“ Wie können wir die Garantie übernehmen?

Dr. Gustava. Ihre Frage könnte nur mit Genehmigung Ihrer Eltern beantwortet werden.

Dr. B. St. in S. Wir empfehlen Ihnen das „Handwörterbuch der technischen Chemie“, herausgegeben von A. Böttger und N. Gräber. Weimar 1867.

B. J. Boigt.

Langjährige Abonnentin in G. . . . Lassen Sie sich in der Apotheke aus Schwärzwachs (Cera nigra) und Terpentinöl eine weiche salbenartige Masse bereiten, und tragen Sie dieselbe mittelst eines Lederbauschs auf die Wache decke auf.

A. R. in B. Man kauft trübe gewordene mit Zucker eingedickte Fruchtessig, indem man Caragheenmoos in Wasser einweicht und nach dem Aufquellen das Moos einmal mit dem Fruchtessig aufkochen läßt und dann durchsiebt. Auf 10 Pfund Fruchtessig genügt 1/4 Loth Caragheenmoos.